Wettstreit

Der

Malerey, Musik, Poesie und Schauspielkunst.

Vier Reden,

In dem Collegio illustri

Christian = Ernestino

gehalten,

unter der Aufsicht

Wolfgang Ludwig Gräfenhahns

der Weltweisheit Magisters

und

Lehrers an gedachtem Collegio.

Bayreuth und Hof,

bey Johann Gottlieb Vierling,

1746.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Der Durchlauchtigsten
Fürstinn und Frauen,
Frauen
Friederiken Sophien Wilhelminen,
Gebohrnen Königlichen Prinzessinn in Preussen und vermählten Marggräfinn zu Brandenburg,
Souverainen und obersten Herzoginn zu Schlesien, souverainen Prinzessinn von Oranien, Neufschatel, Valengin und Geldern, zu Magdeburg, Cleve, Jülich, Berg, Stettin, Pommern, der Cassuben und Wenden, zu Meklenburg und zu Crossen Herzoginn, Burggräfinn zu Nürnberg, Fürstinn zu Halberstadt, Minden, Camin, Wenden, Schwerin, Razeburg, Ostfriesland und Mörs, Gräfinn zu Hohenzollern, Ruppin, der Mark, Ravensberg, Hohenstein, Teklenburg, Lingen, Schwerin, Bühren und Lehrdam, Frauen zu Ravenstein, der Lande Rostok, Stargardt, Lauenburg, Bütow, Arley und Breda, rc. rc.

Meiner gnädigsten Fürstinn und Frauen.

Durchlauchtigste Marggräfinn,

Gnädigste Fürstinn und Frau!

Die schönen Künste erkennen das Urtheil Ew. Königl. Hoheit für eben das Urtheil, welches Vernunft und Wahrheit fällen. Der grosse Geist, der

der in Ew. Königl. Hoheit denket, der auserlesene Geschmack an den Werken der Scharfsinnigkeit, die mehr als gewöhnliche Kenntniß von allem dem, was Kunst und Witz hervorbringen, sind die seltenen Vorzüge, die höchst Dieselben von andern Prinzessinnen unterscheiden.

Dieses, und der gnädige Schutz, den Malerey, Musik, Poesie und Schauspielkunst von Ew. Königl. Hoheit und Deroselben unsterblichem Gemahle geniessen, sind die Ursachen, daß ich mich unterfange höchst Denenselben diese Blätter unterthänigst zu Füssen zu legen.

So schlecht sie auch seyn mögen; so werden sie doch Werth genug erhalten,

ten, wenn Sie, Durchlauchtigste Fürstinn, ein gnädigstes Auge darauf werffen, und erlauben wollen, daß ich, in möglichster Ehrfurcht und tiefster Erniedrigung, erharre

Durchlauchtigste Marggräfinn,

Gnädigste Fürstinn und Frau,

Ew. Königlichen Hoheit

unterthänigster Knecht

Wolfgang Ludwig Gräfenhahn.

Vorrede.

Geneigter Leser,

Zu einer so kleinen Schrift, wie die gegenwärtige ist, schickt sich keine lange Vorrede. Ich bin also der Mühe überhoben, eine gelehrte Ausführung, oder zerstreute Anmerkungen, wie es die Mode der itzigen Zeiten mit sich bringt, diesen wenigen Blättern vorzusetzen. Weil aber die Schriftsteller iederzeit die Ursachen und die Gelegenheit sorgfältig anmerken, die ihnen zur Auctorschaft verholfen haben: so will ich es auch nicht unterlassen.

Einige von den in hiesigem Collegio illustri studierenden, wollten gerne öffentliche Reden halten. Damit sie nun nicht von unschicklichen oder gar zu gemeinen

Sätzen,

Sätzen, von Staatssachen, von philosophischen oder aus höhern Wissenschaften entlehnten Materien reden, und den Zuhörern Lachen oder Eckel verursachen möchten: So habe ich sie die Reden ablegen lassen, die hier im Drucke erscheinen. Sie sind in der Ordnung, wie sie folgen von Johann Georg Franken aus Bayreuth, von Ferdinand Ludwig Braun aus Weimar, Johann Albrecht Neuper aus Berneck, und Georg Emanuel Rosner aus Bayreuth, gehalten worden. Einige Gönner und gute Freunde, Liebhaber der schönen Künste, haben mch dahin vermocht, sie der öffentlichen Beurtheilung zu unterwerfen. Ich überlasse sie denen, die Geschmack haben, und dabey wissen, daß man dergleichen Rednerübungen mit mehrerem Rechte in der Muttersprache, als in einer andern vornehmen müsse. Wer der Frau von Gomez Sieg der Beredsamkeit gelesen hat, wird merken, daß die Erfindung eine Nachahmung, die Ausführung aber, sie mag nun Lob oder Tadel verdienen, unser sey. Bayreuth, den 2. Hornung 1746.

Rede der Malerkunst.

Meine Herren!

Wenn sich der Werth guter Künste auf sonst nichts zu gründen wüste, als auf das Urtheil eines öfters verderbten und eigensinnigen Geschmacks; oder auf eine blinde Neigung die viele für eine Wissenschaft spühren, ohne daß sie hinlängliche Ursachen dazu haben: Wenn sich der Werth der Künste auf sonst nichts zu gründen wüste: So würde man endlich wirklich zweifeln müssen, ob

nicht alle Dinge in dem Reiche der Wissenschaften einander gleich wären, oder man würde in Gefahr laufen, alle Hochachtung für die Künste auf einmal zu verlieren. Auf der einen Seite würde man eben so viel, und eben so starke Vertheidiger einer Kunst finden, als man auf der andern Verächter siehet. Aber zu gutem Glück sind es die innerlichen Vorzüge, die einem Theile der Gelehrsamkeit für dem andern den Preis zusprechen. Die freyen Künste sind zwar untereinander alle mit einem schwesterlichen Bande verknüpft, und die einträchtigen Musen stammen von einem gemeinschaftlichen Vater. Allein niemals hat sich eine von ihnen angemaßt mehr zu seyn, als sie wirklich ist, und der Vorzug einer für der andern ist iederzeit die Nahrung ihres Friedens gewesen; weit gefehlt, daß Rang und Vorzüglichkeiten ihre Freundschaft hätten stöhren sollen. Geschichte, Beredsamkeit, Poesie, Musik, Malerey bieten beständig einander die Hand, und arbeiten gemeinschaftlich an der Aufrechthaltung des guten

Ge-

Geschmacks. Und doch kann eine der andern den Rang streitig machen. Welche Künste sind genauer mit einander verbunden, als die Malerey, Musik, Poesie, und Schauspielkunst, wo man wahrhaftig alles beysammen antrift, was Sinnen und Einbildungskraft, Witz und Lebhaftigkeit grosses hervor bringen können? Gleichwohl verdienet eine für der andern den Rang, und behauptet denselben aus vielen Vorrechten.

Meine Herren! Ich darf weiter nichts hinzuthun die Absicht zu rechtfertigen, in welcher ich aufgetretten bin. Wir sind willens, uns in der Beredsamkeit zu üben. Wir wollen aber, um eine den Schulen gemeine Thorheit zu vermeiden, nicht von Sätzen der tiefsten Weltweisheit, die uns zu hoch sind; nicht von Staatssachen, die wir nicht verstehen; nicht von magern Stücken aus der Geschichte, die sich zu keiner Rede schicken; nicht von solchen Dingen reden, die man scheinet deswegen erwehlt zu haben, um nichts sagen zu können. Die freyen Künste

sind iezt noch unsere Beschäftigung, ein Feld welches zu durchreisen sich selbst weder die bärtigen Weltweisen, noch die erfahrensten Staatsmänner iemals geschämt haben. Erlauben sie uns, meine Herren, daß wir den Vorzug untersuchen, welchen sich mit Recht eine von den vier Künsten der Malerey, Poesie, Musik und Schauspielkunst zueignen kann.

Aber geben sie uns die Freyheit, daß wir uns bey der ganzen Untersuchung einer kleinen Erdichtung bedienen mögen. Setzen sie: Warheit und Vernunft, hätten diese vier Künste vor ihren Richterstuhl beschieden, um da ihre Sache zu vertheidigen; uns aber hätten diese Künste selbst ihre Vertheidigung in den Mund gelegt. Erlauben sie uns daher, in ihren Namen zu reden. Nennen Sie diese Art zu reden einen Versuch in der gerichtlichen Beredsamkeit, die unter uns zum Schaden der Redekunst abgekommen ist; Nennen Sie es einen Wetstreit, nennen Sie es eine Nachahmung der bekannten Gomez,

mez, die schon ehmals auf ähnliche Art die Beredsamkeit, Historie, Poesie und Weltweisheit streiten lassen; Nennen Sie es, wie Sie wollen: So werden wir doch noch ein Recht haben, uns Dero Beyfall auszubitten; weil die Sachen reizend und angenehm sind, von welchen wir uns zu reden anheischig machen.

Aber zu euch, ihr Richter, sollte ich mich zuvöderst gewendet haben, von deren Billigkeit wir einen vortheilhaften Ausspruch erwarten. Vor euch müssen wir unsre Sache führen, die ihr so lang die Herrschaft über den Witz und die Einbildungskraft, zusamt ihren Kindern behauptet habt. Denn wir selbst verabscheuen das, was Vernunft und Warheit nicht gebilliget haben. Ich will euch aber nicht um Gnade bitten, oder euer Mitleiden zu erregen suchen, wie es die schwäzigen Redner in Rom und Athen öfters gemacht haben. Der Werth meiner Kunst wird mich wider das Geschrey der Musik, und wider die Träume der Poesie

und wider die Gauckeleyen der Schauspielkunst am besten vertheidigen; und mir den Preis für ihnen zutheilen, so bald ich meine Vorzüge mit den ihrigen werde verglichen haben.

Anfangs wird man mir erlauben alles unter der Malerey zu begreifen, was insgemein entweder, als die Mutter oder Schwester meiner Kunst betrachtet wird. Denn gemeiniglich verstehet man unter derselben nur diejenige Geschicklichkeit, dadurch man die Bilder der Sachen mit richtigen und wohlvermischten Farben, mit Schatten und Licht abschildert. Ich vertheidige die gemeinschaftliche Sache der Zeichnungskunst, der Bildhauerey in Erz und Steine, der Abdrucke in Wachs und Elfenbein, und der mit mir verwandten Künste, davon wir in den ältesten Zeiten so grosse Meister finden. Denn wenn wir alles genau erwägen; so sind die Farben nur der Leib; die Zeichnung aber, und die Gleichheit der Abschilderung mit dem Urbilde die Seele unserer Kunst zu nennen,

Wenn

Wenn ich also meinen Ruhm auch durch einen Praxiteles, durch einen Iphicrates, Polycletus und Phidias bestättige; So wird man mir darinnen nichts erschlichenes vorwerffen können.

Soll ich nun, ihr Richter, von der Kindheit meiner Kunst anfangen zu reden; so erblicke ich ihre Geburth, wenn ich so reden darf, in den allerältesten und grauesten Zeiten menschlicher Begebenheiten: und wenn ich den Preis wegen meines Alters davon tragen sollte; so würde ich ihn zum wenigsten der Poesie und Schauspielkunst dadurch entreissen. Denn, wenn die Maler nichts anders verrichten, als daß sie die Werke der Natur, ihre Züge, ihre Seltenheiten, ihre Farben nachmachen; so bin ich etwas weniger iünger, als die Natur. Sollte man zweifeln, daß es unter den ersten Weltbeschauern weniger wizige Menschen gegeben habe, als unsere kleinsten Knaben sind, die von sich selbst blos aus dem angebohrnen Triebe alles nachzuahmen, wie ihn Aristoteles nennet, an-

fangen zumalen, wie schlecht es auch gerathen mag. Und wenn man gleich keine Proben davon aus den dunkeln Zeiten der Vorwelt aufweisen kann; so weis ich doch auch, daß sich meine Gegner schämen etwas unmögliches zufodern. Ich will nicht anführen, daß sich die Aegyptier rühmen, diese Kunst lange vorher erfunden zu haben, ehe sie noch nach Griechenland gekommen ist, das sich doch sonst das Vaterland guter Künste nennet. Aber das kann ich ihnen mit Freymüthigkeit sagen, daß alles, woraus man die Scharfsinnigkeit und den gereinigten Geschmack des Alterthums erkennen kann, in Ueberbleibseln der Bildhauerey und Zeichnungskunst bestehet. Selbst die Poesie, die sich so viel mit ihrem Alter weis, wird zugestehen, daß der älteste Dichter und auch der älteste Schriftsteller den man aufweisen kann, ihr so beruffener Homer Gemälde beschreibet, die man noch vor der Zerstöhrung Troiens aufweisen konnte. Daß ich seinen bekannten, und von dem Virgil glücklich nachgeahmten Schild übergehe, dem alle Verehrer dieses Poeten

kein

kein besseres Lob beyzulegen wissen, als daß sie sagen: Er sey so beschrieben, als wenn er gemalt wäre; wodurch sie augenscheinlich zu verstehen geben, daß sie die Malerey höher achten, als die Dichtkunst. Ich gebe zu, daß der Anfang dieser Kunst schlecht und armselig gewesen, und daß man zuerst, wie Plinius sagt, Linien um den Schatten der Menschen gezogen habe. Allein alle Dinge in der Welt haben das Schicksal, daß sie nahe an ihrem Ursprunge klein und unansehnlich sind.

Doch das Alter soll mir kein weiteres Vorrecht geben. Ich will die Vortreflichkeit meiner Kunst aus ihr selbst herleiten. Ich muß zum voraus setzen, daß die Malerey, so wohl als die Musik und die übrigen Künste mehr um des Vergnügens als um des Nutzens willen, den sie dem menschlichen Geschlecht leisten, seyen erfunden worden. Man hat es der Tugend zu dancken, daß sie diese Künste zum Vortheile der Menschen nach der Zeit angewendet hat. Da wir nun hierinnen einander gleich sind; so wollen wir ein-

mal sehen, wer von uns dem Menschen das gründlichste, das dauerhafteste Vergnügen gewähren könne. Die Menschen, wenn sie anderst vernünftig sind, bewundern die Schönheit der Natur, und niemals werden sie müde ihre Werke zu betrachten, oder ihre Begierde dadurch zu unterhalten. Diese Begierde hat die Menschen ermuntert, eine Kunst zu erfinden, sich die Schönheit der Natur gegenwärtig zu machen, wenn sie abwesend ist; oder aufzuhalten, wenn sie flüchtig werden will. Sie sind auch so glücklich gewesen malen zu lernen; und allein die Kunst der Malerey ist im Stande alsdenn das reine und unschuldige Vergnügen zu schaffen, das aus dem Anschauen der Natur gebohren wird. So sind die Maler gleichsam eine Art von Schöpfern. Wenn die Natur ihre Wunderwerke verbirgt, wenn Zeit und Verwüstung die schönsten Gegenden und die anmuthigsten Landschaften verheeren; wenn die Abendröthe nicht mehr mit Licht und Farben spielet; wenn wir, was uns reizet, verlassen müssen: so können uns doch die Abrisse davon den grösten Theil

des

des Vergnügens wieder geben, so wir empfunden haben. Denn was uns gefällt, gefällt uns auch im Abdrucke. Warum würde man sonst so kostbare und weite Reisen anstellen, um die raren Meisterstücke von Bildern und Schildereyen zu sehen; warum würde man so schweer aus den Bildercabinetten der Kenner wegzubringen seyn, wenn nicht das Vergnügen unaussprechlich wäre, und alles überträfe, was sonst die Sinnen rühren kann? Es ist auch ganz natürlich. Denn, wie das Gesicht der vornemste und schärfste unter den Sinnen ist, wie die meisten Gedanken und Vorstellungen in die Seele gleichsam durch die Pforten der Augen dringen: so muß auch das Vergnügen, so wir durch dieselben empfinden, das edelste, das langwührigste und gründlichste seyn. Nicht anderst, als wie Licht und Farben die ganze Natur beleben: eben so ermuntern sie auch den menschlichen Geist; und empfindliche Seelen gestehen gar gerne, daß man nichts rührenders erblicken könne, als die Farben des Regenbogens, oder des Newtonischen Versuches von den sieben

Haupt-

Hauptfarben. Wie bald verflattert das Geräusch der Musik? Währt es länger, als die Saiten und die Luft zittern können? Ein Gedichte wird vergessen, wenn man aufhört solches zu lesen. Und, was macht den Schauplatz wirksam? nichts als die Gemälde die uns an den Ort wirklich versetzen müssen, wo es der Einbildungskraft des Dichters gefallen hat uns hinzuweisen. Man weis wohl in was für schlechtem Ansehen diese Kunst gewesen ist, als sie noch auf einem Wagen in Griechenland umher fuhr, und das Gesicht, statt der Gemälde, mit Hefen beschmierte.

Das Vergnügen, so die Schildereyen erwecken, ist viel allgemeiner, und entstehet weit schneller, als das, so die Musik und Poesie geben können. Man mus schon viel Geschmack haben, wenn man etwas süsses in der Dichtkunst und Musik finden will. Wenn ein **Orpheus** durch seine Leyer, die wilden Thiere soll bezähmt haben; so siehet iedermann, daß es eine Fabel der Poeten ist. Aber daß die Vögel zu den Trauben eines **Par-**

hasius fliegen, und davon fressen wollen, daß man sie durch einen gemalten Drachen stumm gemacht, daß ein Zeuxis den gemalten Vorhang des Apelles wegziehen will, beweiset, daß die Malerey bey nahe Wunder verrichte.

Ist nun dieses Vergnügen allgemein; so ist es nicht weniger gründlich, das ist: Es beruhet auf Dingen, die ewig und richtig sind. Jederman weis, daß die Sehekunst, die Lehre von den Verhältnissen, und die Perspectiv der Grund von der Zeichnung, Bildhauerkunst und Malerey sind. Also gründet sich unsere Kunst auf die Meßwissenschaft, welche man doch sonst für die höchste und vornehmste unter allen Wissenschaften zu halten pflegt. Apelles und sein Lehrmeister Pamphilus waren in der Rechenkunst und Geometrie wohl unterrichtet. Ein Albrecht Dürer würde es gewiß nicht so hoch gebracht haben, wenn er kein so guter Meßkünstler gewesen wäre. Warum macht Vinci so grosse Meisterstücke? Warum bringt er es in der

Wohl-

Wohlanständigkeit, im Character, in unnachzuahmenden Wendungen so weit? Nur darum, weil er von Jugend auf die Geometrie; Hydraulic, Architectur, Historie, Physik und Anatomie geschrieben hatte. So wenig kann der Maler gründliche Wissenschaften entbehren, wenn er anderst seine Farben nicht durch Unordnung, widersinnische Dichtungen und Unwissenheit beschämen will. Hierinn werden mir Poesie und Schauspielkunst wenigstens den Preis zugestehen müssen, deren Werke sich nach den Phantasien der flüchtigen Einbildung richten; denn die Musik hat mit mir hierinnen gleichen Vortheil. Daß mir aber die Poesie, die sich insgemein über andere Künste erheben will, gar nichts vorzuwerffen habe, wird keines grosen Beweises bedörffen. Sie selbst, die Dichter, gestehen, daß ihre Kunst der meinigen gleich sey, indem sie beständig Maler und Poeten in eine Classe setzen. Sie selbst heissen die Malerey eine schweigende Dichtkunst; und die Poesie eine redende Malerey. Warum nennen sie sich doch so gerne

Maler,

Maler, wenn sie nicht glaubten, von dieser Benennung Ehre zu haben? der Vater deutscher Dichter sagt:

= = Es weis auch fast ein Kind
Daß dein und meine Kunst Geschwisterkinder sind.
= = = = Der Pinsel macht der Feder,
Die Feder wiederum dem Pinsel alles nach.
= = = = Wir schreiben den Verstand
Und Weisheit in ein Buch, ihr malt sie an die Wand;
Bey uns wird sie gehört, bey euch gar angeschauet,
So, daß euch die Natur fast mehr als uns vertrauet.

Wenn ich daher von der Hochachtung reden soll, die man von den allerältesten Zeiten her, biß auf den heutigen Tag den Malern und Bildhauern erwiesen hat; so wird gewiß keine von den übrigen Künsten mit mir in Vergleichung kommen. Wer kennet nicht die Namen eines Zeuxis, eines Phidias, eines Apelles, eines Parhasens, eines Angelo,

gelo, eines Raphaels, eines Vinci, Verrochio, Titian, der Carrachen, eines Dürers, eines Lucas, Holbeins, Rubens, deren Pinsel so fertig, so munter, so willig und weich, deren colorit so angenehm, so natürlich und richtig gewesen, daß sie bey nahe die Natur übertroffen haben? Sind sie uns nicht eben so heilig, als die Namen eines Homers und Virgils, eines Opitzens und Flemmings? Niemals hat man Academien der Poeten, oder der Tonkünstler aufrichten sehen. Aber wem sind nicht die berühmten Maleracademien in Frankreich, Italien und Teutschland bekannt? Selbst grosse Herren schämen sich nicht unsere Kunst zu lernen. Wie viel Zeit hat nicht Alexander bey dem Apelles zugebracht? Er wuste, daß der Alexander, den Apelles gezeichnet, nicht nachzuahmen, und der, den Philippus gezeuget hätte, nicht zu überwinden war. Wie viel Ehre erzeigte Carl der fünfte den berühmten Titian, daß er selbst dem Neide zur Antwort geben muste: ich finde überall Hofleute, aber nicht überall einen Titian. Wie kostbar werden die Meisterstücke bezahlt? So gar die grösten

Per-

Personen weiblichen Geschlechts machen sich ein Vergnügen zeichnen und malen zu können.

Die Griechen und Römer liessen ihre zarten Kinder schon in unserer Kunst unterrichten. Wo wurden grösere Meister angetroffen als in Athen? Und warum? Weil man ihre Kunst zu schätzen wuste. Was suchte man denn, ausser den Weltweisen und Rednern, mit denen wir freylich nicht um den Vorzug streiten; was suchte man sonst groses in Griechenland und Rom, als die Meisterstücke der Maler und Bildhauer? Wo diese die Schaubühnen und Kampfplätze nicht so kostbar gemacht hätten; so würden sie gewiß nicht so volkreich gewesen seyn.

Aber ich will endlich auf den Nutzen kommen, den die Malerey dem ganzen menschlichen Geschlecht, der höhern Gelehrsamkeit und der Tugend gebracht hat. Darauf werde ich meine Vorzüge gründen ohne rednerische Kunstgriffe nöthig zu haben. Der Witz und die Scharfsinnigkeit werden durch die Zeich-

nungskunst merklich geschärft; und die Alten thaten sehr löblich, daß sie die zarte Kindheit darinnen übten. Selbst ein Meßkünstler wird viel weiter kommen, wenn er zeichnen kann. Denn, eben so wie das Meer das Wasser den Flüssen wieder giebt, das es von ihnen empfangen hat; eben so erhöhet die Zeichnungskunst die Mathematik, von der sie Ordnung und Verhältniß entlehnt hat.

Was die Geschichtschreiber aus keinen Nachrichten beweisen können, das gründen sie auf Uberbleibsel der Bilder, Säulen, Wappen, Marmor, Steine, Schildereyen und Gemälde. Was hilft euch denn geschwinde zur Unsterblichkeit, ihr ehrsüchtigen Dichter, ihr ruhmgeizigen Gelehrten, als der Pinsel eines Malers, oder Figurenschneiders? Wie gerne laßt ihr euer Bildniß in Kupfer stechen, oder auf Münzen prägen? Wie sehr muß es euch küzeln, wenn ihr voraus sehet, daß man nach tausend und mehr Jahren begierig seyn wird, eure Gesichter kennen zu lernen, und nicht zufrieden ist, euren Geist und eure Schriften zu bewundern?

Selbst

Selbst Tugend und Frömmigkeit werden durch diese Kunst befödert. Die Andacht wird merklich unterhalten, wenn ihr Feuer durch die Bilder heiliger und abwesender Sachen genährt wird. Die Kirche hat Streit genug erfahren müssen, da sie alle Bilder aus ihren Versammlungen hat verbannen wollen. Durch Bilder sind die grösten Geister zur Tugend und Tapferkeit angefeuert worden. Themistocles konnte nicht schlaffen, als er die Siege des Alcibiades abgemalt sahe. Ein Cäsar weint bey den Siegen eines Alexanders aus Ruhmbegierde. Die Griechen und Römer hiengen deswegen die Bilder ihrer tugendhaften Ahnen in ihren Sälen und Vorgemächern auf, um die Jugend zur Nachfolge zu reitzen. Und so werden löbliche Verrichtungen, Siege und Schlachten, Helden und Weisen, Künstler und berühmte Männer durch die Gemälde der Vergessenheit entrissen, da die Töne der Musik verrauschen, die Poeten aber für Dichter, das ist, für Schmeichler und Lügner gehalten werden.

Was könnte ich nun weiter sagen, ihr Richter, das zu Bevestigung meines Ruhms dienet? Soll ich mich mit euch zanken, ihr hitzigen Gegner? Das würde sich wohl für einen rasenden Tonkünstler oder entzückten Poeten, oder für einen eingebildeten Schauspiel Helden schicken. Aber die stille Malerey sieget durch sich selbst, und macht kein Geräusche. Ich will meine Säulen nicht auf eure Ruine bauen. Denn Vernunft und Warheit erkennen mich für ihre Tochter: und, wenn wir Schwestern sind; so werden sie mich gewiß für die erstgebohrne erkennen müssen.

Wenn ehmals unsere Kunst den Phidias in ganz Griechenland umher schickte, um alles was schön war, in ein einziges Bild der griechischen Venus zusammen zu bringen: so mache ich mich anheischig, ihr Richter, zum Danke für den mir zugesprochenen Lorber, eure Bilder so zu entwerffen, daß selbst die Dichter und Tonkünstler sagen sollen: es fehle ihnen nichts, als daß sie reden könnten.

Rede der Musik.

Vor allen Dingen, ihr Richter! ersuche ich euch, euer Urtheil nicht nach meinem Vortrage einzurichten; da es biß auf den heutigen Tag etwas unerhörtes ist, daß sich die Musik unterfangen hat, in gerichtlicher Kleidung zu erscheinen und die Kunstgriffe der Redner zu entlehnen, mit denen sie niemahls einige Bekanntschaft gemachet hat. Ausser dem würde ich in viel schlimmern Umständen stehen, als meine Gegner. Denn, da es die Maler gewohnt sind, den schlechtesten Gesichtern durch glänzende Farben Anstrich, Vorzug und Schönheit zu geben; So liegt es bereits am Tage, daß ihre Kunst mehr durch die Schminke schöner Worte, als durch gründliche Beweise begleitet, hervorgetretten ist. Von den Poeten hat man ohnedem prächtige, schmeichlende, großprahlerische und vielfüßigte Wörter zu gewarten, die mir bey andern Richtern, welche nicht selbsten Vernunft und Warheit wären, gewiß wenig Vortheil

prophezeyen würden. Und wenn ich gleich nichts so sehr, als richtig abgemessene und zusammenstimmende Töne liebe; so fehlet mir doch das Geschrey, die Wendungen des Leibes, die Bewegungen der Hände, das nach den Worten schicklich eingerichtete Gesichte der Schauspielkunst, welche der Beredsamkeit nicht selten grosse Dienste geleistet hat. Wann ich hieher gekommen wäre, die Ohren zu küzeln, die Leidenschaften zu erregen, die Einbildungskrafft zu erhitzen; und vor diesen Richtern meine Sache zu gewinnen; so würde ich weiter nichts nöthig haben, als mich in meiner natürlichen Gestalt zu zeigen. Da ich aber reden soll, so bitte ich euch erstlich, nicht zu glauben, als wenn ich etwann gar nicht vernünftig denken könnte, und nichts verstünde, als den Ohren küzelnde oder leere Töne vorzusingen, und alsdenn mir zu vergeben, wann die Tonkunst nicht beredt ist: obgleich selbst die Dichter mich nicht selten eine beredte Musik genennt haben. Doch was habe ich nöthig, dieienigen Richter zu bitten, die sich weder durch geschminkte Worte, noch durch süsse Träume gewinnen lassen, sondern die gewohnt

sind,

sind, auf Billigkeit und Gründe zu sehen? Ich will es also, o stille Vernunft, o ruhige Warheit, ietzo nicht machen, wie es die Meister meiner Kunst sehr oft zu halten pflegen. Sie fangen mit einem prächtigen Geräusche, mit lärmenden Instrumenten, mit geschwinden und rasenden Tönen an, um Ohren, Sinnen und Geblüte auf einmal in Aufruhr zu bringen, um dadurch die Aufmerksamkeit von allen andern Dingen abzuziehen, und auf ihre glüklichen Einfälle ganz allein zu lenken. Ich will bey dem Anfang meiner Rede, natürlich und ungezwungen oder nach meiner Kunst zu sprechen, im schlechtesten Takte reden; welches Kunststück selbst die Redner von mir gelernet haben, damit es nicht scheinen möge, als hätte ich mehr durch Heftigkeit, als Gründe den Preiß erlanget: denn diesen habe ich mir von euch schon versprochen, ehe ich noch hieher gekommen bin.

Wenn ich die Vorzüge der Musik erzehlen soll; so mag ich freylich nicht auf ihre Kindheit zurück gehen, wo sie ziemlich rauh und unvollkommen ausgesehen hat. Wenn

sie sich bemühet, die Natur nachzuahmen; so war sie in diesen ältesten Zeiten nur gar zu natürlich. Der Mangel der Kunst, Instrumente zu verfertigen; der Mangel einer Einsicht in die Verhältnisse der Töne gegen einander, hat die ersten Erfinder gezwungen, mit rauhen und einfachen Tönen zufrieden zu seyn. Wenn es wahr ist, daß die Menschen von den Vögeln die Musik gelernet haben, wie es denn wahrscheinlich ist; wenn die Menschen Stimmen nachmachen können; so ist unsere Kunst freylich so alt, als der Mensch selbst. Und hierinn übertrifft sie die Malerey so wohl, als die übrigen Künste, wenn anders das Alterthum einer Sache den Vorzug geben kann. Denn Malen erfordert etwas ausser uns, durch welches man die Bilder der Sachen abreisen kann; aber die Stimme ist dem Menschen angebohren. Wie geschwind, ihr Gegner, würde ich über euch siegen, wenn es bey dem Streite auf den Ursprung unserer Künste ankäme? Der Mensch ist bey weiten nicht der Erfinder der süssen Tonkunst! Die ganze Natur ist eine Musik, und wann Pythagoras die

Har-

Harmonie der himmlischen Cörper will gehört haben; so hat er vielleicht nur so viel anzeigen wollen, daß alle Körper in der Natur einen Laut von sich geben, in welchem die lieblichste Uebereinstimmung herrschet. Damals als noch kein Mensch das Weltgebäude bewundern konnte; damals, als man an die künstliche Vermischung der Töne noch nicht dachte; damals durchlieffen schon die himmlischen Cörper ihre bestimmten Bahnen, und wer kann zweiffeln, daß diese Bewegung keinen Laut sollte erregt haben, da aller Schall durch die zitternde Bewegung der Luft entstehen muß? Zeit und Nachsinnen haben diese Kunst unter den Menschen zu ihrer Vollkommenheit gebracht, und man kann sagen, sie sey zu ihrer grösten Hoheit gestiegen: sie sey in dem grösten Alter am stärksten, und am feurigsten, da sie bald sechs tausend Jahre zurück geleget hat. Die Poeten hingegen haben es in drey tausend Jahren ihrem Homer nicht mehr gleich thun können. Man findet aber auch nicht leicht ein Weltalter, nicht leicht ein Volk, es mag so wild und ungesittet seyn, als es will, das nicht die Musik hochgehalten hätte, oder von ihrer

durchdringenden Kraft wäre gerühret worden. Die Barbarn die vom Raube leben, die Völker, die von keinen Künsten wissen, die rauhen Scythen, die weder lesen noch schreiben konnten, die Vorwelt die sich vom Kriege und Blutvergiessen nährte, hat doch allemal entweder bey dem Götzendienste die Musik gebrauchet, oder selbst unter den Waffen, durch ein thönendes Erz den Muth und die Tapferkeit gestärket. Aber euch ihr zärtlichen Griechen, dir o Vaterland der schönen Künste, hat die Tonkunst nicht weniger zu danken, als die Poesie und Malerey. Da war es, wo zuerst ein Orpheus die Wälder und Bäume durch den Klang seiner Leyer tanzend machte, und ein Arion die Vögel und das Meer zu Zuhörern hatte. Da war es, wo sich zuerst die Weltweisen bemüheten, unsere Kunst auf sichere Gründe zu bauen, und zur Wissenschaft zu machen. Da war es, wo ihr Perikles einen öffentlichen Schauplatz bauete, und an den Festtagen musikalische Wettstreite halten ließ; da war es, wo sich ein Themistokles schämte, daß er nicht spielen konnte. Wenn gleich ein kriegerisches

Rom

Rom fürchtet durch den Klang der Saiten die Gemüther weichlich zu machen; so sind doch Claudius, Cäcilius und Licinius Crassus gute Saitenspieler gewesen. Und wer weiß nicht, daß eben dieses Rom, eben dieses Italien das Vaterland der heutigen Musik ist?

Wenn sich die Malerey groß machet, daß sie in die Cabinette grosser Herren eindringet; wann sie ihren Werth durch die kostbaren Belohnungen, die ihre Meisterstücke verdienen, erheben will, so kann sich ihr die Musik gar leicht an die Seite setzen. Es ist schon lange, daß man die Musik als die edelste Belustigung der Grossen der Erden ansiehet, und daß man die kostbarsten Kapellen an ihren Höfen erblicket. Die hungrigen Poeten mögen zusehen, wie sie durch Schmeicheleyen ihr Brod betteln, wann selbst ein Homer um das Brod Verse verfertiget hat. Die Maler werden durch Ubung und Fleiß zu Künstlern, und dieses mag ihnen vielleicht bezahlt werden. Ein Meister in der Musik, ich rede von Meistern, wird von der Natur gezeugt, und wer kann die Gaben der Natur bezah-

zah-

zahlen? Die Ehre, daß man grossen Tonkünstlern mit Verwunderung zuhört, das Vergnügen so sie empfinden, wann sie die Gemüther der Menschen bezaubern, ist alles was sie für ihre Kunst fodern.

Man wird aufhören sich zu verwundern, warum die Musik sich des Beyfalls aller Menschen bemeistert, wann man das Vergnügen untersuchet, welches durch die Gewalt der Töne und ihre Vermischung entspringet. Hat nun die Malerey recht, wenn sie behauptet, der Vorzug unserer Künste müsse nach dem Vergnügen, und nach der Gründlichkeit desselben beurtheilet werden; so wird ohnfehlbar das Recht auf meine Seite fallen. Das Vergnügen der Musik gehöret für die Sinnen, für das Herz und für den Verstand. Der zitternde Schall der Luft dringt durch das Ohr, wie die Naturkündiger lehren, und erregt in den Fibern des menschlichen Leibes eine gleichmäßige Bewegung, die der Seele ein Vergnügen erwecket, daß sie selbst kaum begreiffen kann. Selbst das Blut rinnt schneller durch die Adern, und wird mit der Ge-

walt der Töne hingerissen. Eine süsse Bewegung durchschleicht den ganzen Körper, wenn sich die Saiten anfangen zu rühren. Der Künstler hat den Lauf unseres Blutes in seiner Macht; denn er kann es erhitzen und schläfrig machen, er kan es mit den Tönen steigen und fallen lassen! Mächtige Kunst! süsses Vergnügen! das weder der Maler noch Poet gewähren kan! Hier wird freylich iedermann, ein angenehmes ich weiß nicht was, empfinden; ich will den Weltweisen ausnehmen, der sich bemühet den Ursprung dieser Zauberey aus ihren Quellen aufzusuchen. Ist das Vergnügen nun nicht mächtig, das mit dem Ohre zugleich das Auge und den ganzen Sinn des Gefühls so merklich rühret? Und daher bedienen sich die Poeten selbst der Musik, wann sie mit ihrer Dichterey in das Herz des Menschen dringen wollen. Deswegen hat selbst ihr Apollo die Leyer in der Hand. Deswegen sind die ersten und grossen Dichter Musikkundige gewesen, und deswegen waren die ersten Werke der Dichterey Lieder, die durch die Musik ihren Schwung und ihre Stärke bekommen haben.

Diese

Diese süsse Gewalt erstreckt sich nicht nur über die Sinnen; sie dringt in das Herz, sie erweckt und zähmet, dämpfet und unterhält die Leidenschaften. Es sey ferne, daß sie die wilden und ungestümmen Begierden anblasen, oder zur Geilheit reizen sollte, wie es die Malerey zum öftern gethan hat. Der Affect den die Musik entzündet, ist allemal erlaubt, angenehm, vergnügt oder ruhig, und wenn uns die Geschichte Beyspiele hinterlassen haben, wo die Musik den Zorn, die Rache, und die rasenden Leidenschaften erregt haben; so mögt ihr das, ihr Richter, schon zu den Wirkungen meiner Kunst rechnen, von welcher ich hernach reden, und sie als einen Beweiß meiner Vorzüge brauchen will. Als Ulyßes auf der See herum irrte, gab er seiner Gemahlin einen Tonkünstler zum Gefährten, um sie vor Ausschweiffungen zu bewahren. Wenn Traurigkeit und Schrecken das Herz beklemmen, so kan die Musik den Geist wieder beleben. Wenn Zorn und Wuth in den Beleidigten rasen, was kan sie geschwinder besänftigen, was kan die aufrührischen Gedanken eher zerstreuen und auf etwas anders lenken, als eine Musik, die das Gegen-

theil

theil ihrer Leidenschaft enthält? Und das hat die Musik mehr als einmal gethan, wenn sie unter den Händen grosser Meister Wunder verrichtet hat. Ein Asclepiades bezähmt durch die Musik eine Rotte Aufrührer. Dionysius steht im Harnisch, mitten unter den Waffen, er fängt an zu weinen, da ihm ein Tonkünstler nach der phrygischen Weise spielte. Unsterblicher Timotheus! Du hast den Alexander durch die phrygische Musik in den Harnisch gebracht! Das hat noch kein Poet gethan. Wenn du den Unwillen anzünden, und die Reue erwecken willst, so zündet ein Portius das Hauß einer Huren an. Und wenn es wahr ist, daß der König Ericus einstmal durch die Musik in Unruhe und Verwirrung gebracht, aufgesprungen, den Degen ergriffen, und einen andern durchstochen hat; So heißt das gewiß, die Leidenschaften der Menschen in seiner Gewalt haben. Zum wenigsten ist das gewiß, daß David den bösen Geist, der über den Saul gerieth durch die Musik veriagen konnte. Unerhörte und doch gewise Wirkung! Wenn sich die Malerey des Ausspruches eines Poeten bedienen darff, so kan auch ich die Gewalt der Musik

über

über die Leidenschaften, nicht schöner ausdrücken, als es der unsterbliche Günther (*) über die Kunst eines meiner grösten Söhne gethan hat. Und wenn die Poeten dieses Stück unter seine Meisterstücke rechnen, so müssen sie auch zugeben, daß ihm die göttliche Musik zu diesem Lobe geholffen habe.

Es will sich ein beredtes Gift, spricht er:
Durch Ohr und Adern schleichen
So oft die Haare streichen,
So oft wird Mund und Herz gerückt,
Nun macht der faule Strich entzückt
Nun wiegen mich die sanften Phantasien
In Traum und Schlummer ein;
Nun weckt mich das geschwinde Schreyn;
Nun muß ich mit den Griffen fliehen.
Nun weinen Geist und Darm zugleich,
Nun fall ich hart, nun fall ich weich,
Nun fall ich in ein starkes Rasen,
Nun will das Schrecken Feuer blasen:
Jetzt reißt mich die Erbarmung hin;
Nun muß der ungewisse Sinn
In Zweifel und in Hofnung kämpfen
Nun hüpft das Herz Vergnügungsvoll

Ge-

(*) in dem Gedichte auf Herrn Kappelmeister Pfeiffer.

Gewalt! Gewalt!
Hört doch, hört die reinen Saiten
Zittern, wechseln, iauchzen, streiten,
Ihre Herrschaft zwingt die Brust
Bald zum Haße, bald zum Leide,
Bald zur Liebe, bald zur Freude,
Bald zum Kummer, bald zur Lust.

Und wenn man auch solche Künstler spielen hört, so muß man sich freylich mit diesem Poeten wünschen, zu lauter Ohren zu werden.

Aber wie? sind denn unsere Töne nur allein geschickt, die Ohren zu küzeln, und den Verstand leer zu lassen? Das mögen wir nicht einmal der Malerkunst vorwerfen, die sich doch mit uns nun nicht mehr vergleichen kann. Von den ältesten Zeiten her, hat man die Musik unter die mathematischen Wissenschaften gerechnet. Das kann sich weder Poesie, noch Schauspielkunst, noch Malerey rühmen; ob wir gleich der leztern nicht absprechen, daß sie viel von der Sehekunst entlehne. Das hat sich noch niemand unterfangen, ihre Künste in Form einer Wissenschaft

vorzutragen. Aber das ist iedermann bekannt, daß man unsere Kunst in höheren Facultäten aufgenommen, weil der in unsern Tagen berühmte Hendel Doctor der Musik geworden ist. Seit dem Pythagoras ienen glüklichen Spaziergang that, der ihn vor einer Schmiede vorbey führte, da eben die eisernen Hämmer arbeiteten; seit dem hat man die Verhältnisse der Töne, ihre Harmonie, und ihre Zusammensetzung mathematisch, das ist, gewiß und unumstößlich vorgetragen. Der Malerey hat man Anfangs nicht einmal unter den freyen Künsten einen Platz verstatten wollen. Die Musik verlangt diesen Platz nicht, denn sie gehört unter die gründlichen Wissenschaften. Ist es nun gewiß, daß Verstand erfordert wird, Wissenschaften einzusehen; ist es gewiß, daß die ganze Natur in Verhältnissen bestehet; ist es gewiß, daß durch die Einsicht in die Verhältnisse Lust, und zwar eine dauerhafte, gründliche und gewisse Lust gebohren wird: Wie kann man läugnen, daß die Musik, daß das Vergnügen der Musik für den Verstand gehöre? So oft wir zween Töne hintereinander spielen hören, so oft muß sich unser Geist

die Verhältniß zwischen ihnen vorstellen, und wie viel solcher Töne weiß nicht die Kunst auf einmal hervor zubringen, die doch miteinander zusammen stimmen? Wie viel tausend Gedanken erregt demnach ein Musikkundiger in einer Minute, die, wann sie gleich und undeutlich sind, dennoch in dem unsterblichen Geiste hintereinander folgen müssen. Wir wollen uns im Geiste in einem Saal stellen, der von einer vollständigen Musik erschallet, wo Regeln, Takt und Ordnung auf das genaueste beobachtet werden, wo alle Meister ihrer Kunst auf ein Haar zutreffen, wo die Töne bald geschwinder durch einander lauffen, als man siehet, bald langsam schleichen, damit sich die Sinnen erhohlen mögen; wo die Instrumenten bald von den höchsten Tönen auf die niedrigsten fallen; wo die Stimmen der Menschen die Süßigkeit der Nachtigallen übertreffen, und mit den Tönen geschwinder lauffen, als sie fliegen; wo der Schall bald durch sein Geräusch erschüttert, bald mit halbleisen, bald mit schwebenden und fast ersterbenden Tönen bebet; wo der Künstler die unangenehmsten Töne auf ei-

ne Zeitlang einmischet, um solche in die süsseste Harmonie aufzulösen, um selbst ein Bild von den Abwechslungen der menschlichen Begebenheiten darzu stellen, wenn aus ihren verdrießlichsten Umständen Vergnügen erwächset: wird man nicht durch alles dieses gerühret werden, stille stehen, Othem holen, ausser sich seyn? Wird nicht unser Geist eine Quelle von so viel tausend Gedanken seyn, die in einer so kurzen Zeit erfolgen, wird man nicht die Natur preisen, die durch so bezaubernde Töne reizet, wird man nicht endlich den Künstler erheben, der so reich von Einfällen ist, und dem so viel tausend wiedersinnische Töne zu Gebote stehen, wird man nicht sich selbst vergessen, und der Musik in seinem Herzen Ehrensäulen aufrichten?

Erwartet nunmehro nicht weiter, ihr Richter, daß ich euch die Wirkungen meiner Kunst mit rednerischen Kunstgriffen herausstreiche, da sie dem Vergnügen, welches mit der Musik gebohren wird, auf dem Fusse nachfolgen. Sie bezähmt und dämpft die Leidenschaften, sie erquikt nach der Arbeit, sie tröstet

stet in der Traurigkeit, sie hat selbst nicht selten die Krankheiten geheilet. Wenn die Lebensgeister durch Mühe und Arbeit verflogen sind, wenn Muth und Kräfte sinken wollen; so kann der Klang der Saiten die schlaffen Fibern wieder stärken, und die Geister des Gehirns wieder in Bewegung bringen. Das Alter selbst fühlet neue Kräfte, wann Spiel und Saiten gerühret werden. Wenn Schwermuth und Sorgen das Herz beklemmen, so kann sie der Ton der Saiten veriagen. Die Geschichte bezeugen, daß man Raserey und Melancholie dadurch geheilt habe, und die Naturkündiger wissen, daß es nicht ganz und gar unmöglich ist. Es ist niemand, der nicht wissen sollte, daß der giftige Tarantelstich durch nichts anders, als durch die Musik könne geheilet werden. Ist endlich die Malerey von der Tugend gebraucht worden, damit sie ihr Ansehen bevestigen, und ihren Ruhm ausbreiten möchte; so hat ihr die Musik hierinnen noch mehr Dienste gethan. Die Griechen haben die zarteste Jugend und selbst das vornehme Frauenzimmer in der Tonkunst unterrichten lassen, und der gestrenge Gesetzgeber Lycur-

gus hat sie in seiner Republik als etwas löbliches angepriesen. Die weisen Chineser lassen schwangern Weibern täglich einige Gesänge vorspielen, deren Inhalt Tugend und Sittsamkeit ist, und geben es als ein Mittel an, selbst die ungebohrne Frucht des Leibes in den allerdunkelsten Vorstellungen, die das Kind von der Mutter empfängt, vor lasterhaften Eindrüken zu bewahren. Und welcher Gottesdienst ist iemals unter der Sonnen gefunden worden, bey dem man sich der Musik nicht bedienet hätte, weil das Herz weit feuriger, die Andacht weit brünstiger, und die tugendhaften Regungen weit stärker werden, wann eine sittsame Melodie Seufzer und Gebet begleitet, da der Dank und die Freude des Herzens ohnehin gewohnt sind in musikalischen Tönen auszubrechen.

Was für Vorzüge ihr Richter! In den Wirkungen bey nahe unglaublich, in dem Vergnügen unerschöpflich, in dem Ruhme allen Künsten gleich, und den meisten überlegen, in dem Alter betagter, als die Menschen, in den Grundsätzen wahr, und so gewiß,

wiß, als die Meßkunst selber, in dem Ruhme bey nahe stolz, in der Dauer unsterblich.

Ich habe mit allem Bedacht, ihr Richter, bisher mehr von mir, als von meinen Gegnern geredet, weil es nicht erst seit gestern eingeführet ist, daß man erst sich selbst lobet, und hernach andere verachtet. Doch im Ernste zu reden, so muß ich mich zu euch wenden, ihr Maler, ihr Poeten, und ihr Gaukler, da ich es den Richtern bereits ansehe, daß sie mir ihren Beyfall nicht versagen. Für der Malerey ist mir weniger bange, als für den Poeten, deren Geschwäz die stärksten Instrumenten überschreyen kann, und deren Fabeln, selbst die Musik verdächtig gemacht, wenn sie dieselbe besungen haben. Denn dieses hast du mir, wenn ich mich recht besinne, vorgeworfen, daß meine gedankenloses Geräusch bald vorüber sey, da hingegen deine Bilder, Zeit und Alter trozen, und daß alle meine Wirkungen, Fabeln der Poeten seyen. Aber warhaftig, wenn wir uns miteinander vergleichen wollen, so müssen wir die Vorzüge genauer gegeneinander abwägen.

Ihr könnt euren Liebhabern den Beyfall abgewinnen, so oft sie Lust haben eure Züge, eure Farben zu betrachten. Aber wir können eben dieses, wenn wir auch kein Instrument anrühren und die Luft in keine zitternde Bewegung bringen. Denn das habe ich vergessen zu sagen, daß wir unsere Gedanken in Schriften so gut, als die Schriftsteller verfassen können. Die Weltweisen haben unter allen Erfindungen der Zeichen von unseren Gedanken auch die mit am meisten bewundern müssen, die man Noten nennet. Denn man kann sie selbst den Algebraischen Zeichen an die Seite setzen. So viel Töne wir auch nur in der Natur finden, so viel können wir deutlich vorzeichnen, und sie dadurch der Vergessenheit entreissen. Selbst das Zeitmaas, das geschwinde und langsame, das schwache und starke, selbst der Accent, den man gewissen Tönen vor andern geben muß, eine Geschiklichkeit, die so viel ausrichtet, als der Accent der Redner und Poeten, wird durch Punkte und Zeichen auf das Papier entworfen. Wenn also nur Zeit und Unglük unsere Werke verschonen; so kann sie ein Künstler nach tausend

Jahren

Jahren wieder dem Gehöre überliefern. So viel Vermischungen der Farben sind bey euch nicht möglich, als bey uns Zusammensetzungen und Veränderungen der ganzen und halben Töne. Um wie viel übersteigt die Mannigfaltigkeit des Vergnügens, so wir gewähren das eurige? Warum arbeitet ihr denn schon so lange an einem Augenclavier, wann ihr von der Musik nicht euren Ruhm entlehnen woltet? Wenn man die Namen eurer Meister hochhält, wenn man ihr Poeten, eure Dichter mit Ehrfurcht nennt, so werden wir in der Musik eben so viel grosse Meister zehlen können, deren Andenken uns bis auf den heutigen Tag heilig ist, ob ihr sie gleich nicht kennet, weil ihr euch wenig um gründliche Sachen bekümmert. Ein Orpheus, ein Arion, ein Amphion, ein Timotheus, ein Aretin, ein Casati, Marini, Frescobaldi, Lulli, ein Hendel, ein Telemann, eine unzehliche Menge von Meistern, an welchen keine Zeit iemahls als die ietzige fruchtbarer gewesen ist, sind noch bis itzo nicht vergessen, und die Zukunft wird ihre Kunst verewigen, wenn gleich ihre Leyer nicht mehr, wie des Amphions unter die Sterne versezt

wird. Welche Kunst wird mehr gemißbrauchet, werdet ihr sagen, als die Musik? Aber ihr Poeten, welche Kunst ist verächtlicher als die Poesie, weil sie sich so gemein machet, weil sie um das Brod singet, weil sie ieder Reimenschmied entheiliget? Wer trägt seine Werke mehr zur Schau herum, als ihr Dichter! Alle Buchläden sind mit euren Reimen und noch darzu mit euren Kupfern angefüllt? Die Meisterstüke der Musik hält man geheim und unsere Kunst hat diese Maasregel von langen Zeiten her, ihre Werke rar zu machen, damit man sie nicht auf allen Gassen nachsingen möge. Und sie hat nicht Unrecht gethan, wann sie die Perlen nicht vor die Schweine werfen mag. Dir endlich o Schauspielkunst, du getreue Schwester der Poeten, kann ich nicht besser begegnen, wenn du glaubest, mir den Rang abzulaufen, als wenn ich dir zu Gemüthe führe wie du so bald aufhören wirst, besucht zu werden, so bald die Musik deine Schauplätze verlassen wird. Dein Vaterland hat die Chöre deswegen unter die Spiele gemischt, daß die Zuschauer nicht für eueren Geschrey davon laufen möchten. Und noch ietzo sind die

Schauspiele ohne Musik unangenehm. Niemahls ist noch die Musik aus der Republik gewiesen worden. Aber wohl hat selbsten der wollüstige Tiberius die Commödianten aus Rom veriagt, und die Poeten durften sich nicht wohl sehen lassen. Socrates und Lycurgus mögen kein Schauspiel unter ihren Bürgern leiden. Vielleicht hat man wegen der schlimmen Sitten euerer Trouppe, Grund darzu gehabt. Aber ich will euch nichts vorwerfen, daran die Kunst nicht Schuld hat.

Ich will aufhören, ihr Richter! von den Vorzügen der Tonkunst zu reden, die mir gewiß den Preiß zu erkennen würden, wenn ich sie gleich nicht, und zwar etwas weitläuftiger, als ich mir vorgenommen, erzehlet hätte; Ich will aufhören, damit mir nicht vielleicht iemand vorrücken möge, was der Poet Horaz uns vorgeworfen hat: Die Tonkünstler fangen niemals an zuspielen, wenn man sie gleich noch sehr bittet, und hören niemals auf, wenn man genug zugehöret hat.

Rede der Poesie.

Ob mir gleich, ihr Richter, Malerey und Musik zuvor gekommen sind, und vielleicht euer Gemüthe wider mich eingenommen haben; ob sie mir gleich dadurch etwas entzogen, nämlich die Gunst der Richter, die man doch bey Rechtshändeln für das vornemste hält: So kann ich doch eben so getrost auftreten als sie, weil mir eure Billigkeit und die Vorzüge meiner Kunst, Muth und Stärke geben, und für den gewissen Sieg meiner Vortreflichkeiten Bürge sind. Wenn iene mit Licht und Farben die Augen blendet, wenn diese mit süssen Tönen das Ohr bezaubert; so begleitet mich die prächtige Einfalt der Natur, die in meinen Gedanken und Worten herrschet, das rühr-

rende

rende so die Gemüther hinreisset; der Glanz des Apollo, wenn ich gleich Anfangs poetisch reden darf, umgibt mich, und die Musen, die alle mit mir verwandt sind, treten auf meine Seite, ia selbst das Vorurtheil, mit welchem iedermann für mich eingenommen ist, spricht für mich.

Ich darf deswegen, ihr Richter, euer Gehör und eure Gedult nicht so lang ermüden, als meine Vorgänger, da ich keine Scheingründe zu meiner Vertheidigung aufzusuchen brauche, weil es klar am Tage liegt, daß sie sich mehr aus Hochmuth, als mit einigem Rechte, mir an die Seite setzen; da ich es selbst der Beredsamkeit, die doch so nahe mit mir verschwistert ist, niemals als gezwungen zugestanden habe. Nur das bitte ich euch, daß ihr mir verzeihet, wenn ich von mir selber nicht poetisch rede, weil sich doch dieser Vortrag zu gerichtlichen Handlungen wenig schikt, und ich mich mit einem alten Schriftsteller zu reden, iederzeit am besten befunden habe, wenn ich ausser dem Geräusche der Stadt, ferne von dem Gezänke der Nachbarn meine Verse machen durfte. Doch ich

darf

darf deswegen nicht um Verzeihung bitten, indem ich mich eben dadurch sittsam erniedrige; wenn es wahr ist, was einer von den Kirchenvätern sagt, daß die Poeten mit den Reutern, die Redner aber mit den Fusgängern zu vergleichen wären.

Ich will euch, Vernunft und Warheit, zu erst meine Vorzüge zu Gemüthe führen, weil es doch meine Gegner auch gethan haben; und alsdenn kann ich desto bequemer ihren geborgten Glanz gegen den meinigen halten, ob er vielleicht, eben wie ein kleines Licht, bey dem grössern verschwinden möge. Daß ich mich hernach gegen ihre Beschuldigungen vertheidige, wird mir sowohl von den Richtern als Gegnern zugestanden werden. Und weil sie doch ihr Alter bey nahe älter gemacht haben, als die Zeit selbst: so will ich das meinige mit Stillschweigen übergehen; ob ich gleich davon mehr als zu viel sagen könnte. Denn wer weis nicht, daß man der Dichtkunst einen göttlichen Ursprung zuschreibet? Wer weis nicht, daß man eben so bald Lieder gedichtet, als man sie gesungen hat, oder daß man sie vielmehr eher verfertiget, als sie

in die Musik gesezt worden? Wer kann zweifeln, daß die Dichtkunst ihre Quellen aus dem innersten der menschlichen Natur herleite, daß sie ein Ausdruk der Leidenschaften, und der Entzückung sey, die aus dem Vergnügen, und aus der Freude entspringet, die mit der gewöhnlichen Sprache nicht zufrieden sind, sondern Stimme, Lieder und feurige Redensarten mit einander vergesellschaften? Als Unschuld und Einfalt noch unter den Menschen herrschten, als Zank und Rachgier noch nicht unter den Sterblichen wüteten, als List und Betrug noch etwas unbekanntes waren, als man noch keine Tyrannen ihre Mitbürger plündern und ermorden sahe: als diese glückselige und goldne Zeit noch war; da wachte schon in dem Menschen der Geist, der zärtlich und feurig zu dichten wuste; da besang man schon die Natur, und die Schönheit, und die Freundschaft und die Tugend; da muß die Dichterey die Beschäftigung eines gerührten, und von dem Laufe, der Ordnung, den Wundern der Natur, selbst von dem Preise einer ewigen Vorsicht entzückten Herzens gewesen seyn. Wo waren damahls die freyen Künste? Die Geschichte war sehr kurz und mager,

ger, weil noch wenig in der Zeit geschehen war. Die Redekunst war unnöthig, weil man an Lastern und Sachwaltern einen Mangel hatte. Selbst die Sternkunst ist nicht eher als durch die Poesie in Ansehen und in das Gedächtniß der Menschen gekommen.

Und eben durch dieses mein betagtes Alter, habe ich die Hochachtung erlanget, die man mir noch bis iezt erweiset. Doch ehe ich noch davon rede, will ich die Vorzüge, die mich so schäzbar machen, aus meiner eigenen Natur herleiten.

Ich gebe zwar nicht zu, daß die Poesie, nur zum Vergnügen der Menschen, wie etwa die Musik erfunden worden; allein ich will meinen Gegnern zu Liebe, eben die Gründe behalten, woraus sie ihre Vortreflichkeit wollen beurtheilt wissen. Zum wenigsten kann ich dabey nichts verlieren. Denn das Vergnügen, das ich dem menschlichen Herzen einflösse, ist ungleich grösser, als die Lust, die aus den Schildereyen und der Musik entspringt; es ist ungleich einnehmender, ungleich dauerhafter und aus ganz andern

Quellen

Quellen hergeleitet. Freylich haben die Sinnen, die betrüglichen Sinnen mehr von ihnen zu gewarten, als von meiner Kunst. Allein eben das mache ich zu dem grösten meiner Vorzüge, daß ich für den Verstand gebohren bin. Wenn ihr eben das auch von euch behauptet, so ist es ganz was anders. Denn bey allen Sachen, die für die Sinnen gehören, kann sich der Verstand zu schaffen machen; aber da wird man doch wohl demselben etwas zum voraus lassen, wo man schöne, geistreiche, hohe und vielbedeutende Worte braucht, und nicht mit ungewissen Zügen, oder rauschenden Tönen zu thun hat. Doch vielleicht möchtet ihr denken, mein ganzes Thun sey mit abgezogenen mit schweren und hohen Vorstellungen angefüllt, den Verstand müde zumachen? Weit gefehlt; das hiesse mich mit der Weltweisheit oder Meßkunst verwechseln. Denn eben dieses sind meine Vorzüge, daß ich nicht so störrisch und wild als diese Wissenschaften mit dem Menschen umgehe. Diese Leute sind nicht anderst, als die Soldaten die einer Stadt mit Sturm und Gewalt drohen, da ich mich hingegen derselben durch süsse Schmeicheleyen bemeistere. Ich rühre die

Sinnen, ich entzünde die Phantasie, die sicher-
sten Wege zu dem menschlichen Herzen. Je-
ne ermüden; wir erregen einen unersättlichen
Trieb, iene schrecken ab; wir ergözen, jene sind
arm am Vortrage, wir reich und unerschöpf-
lich. Da ist es nun freylich kein Wunder,
daß ich hoch oder, wie man sagt die Sprache
der Götter reden muß, daß ich Witz und
Einfall häuffe, daß ich den Leidenschaften feu-
rig zusetze, daß ich dichte und Fabeln ein-
streue. Es ist etwas allgemeines, daß die
Fabeln und die Dichterey dem menschlichen
Verstande weit mehr gefällt, als gründlich be-
wiesene Warheiten. Es ist klar, daß die mensch-
lichen Neigungen geschwinder dadurch gelenket
werden, als durch die strengste Weltweisheit.
Was man mir also vorwirft und zum Nach-
theile von mir sagt, das muß ich zu Quel-
len meiner Schönheit machen. Die Poeten
lieben die Fabeln; aber das ganze menschliche
Geschlecht liebt sie, und sie erweisen ihm den
grösten Gefallen, wenn sie daran fruchtbar
sind. Einige schweiffen aus und fallen auf
das unmögliche, aber das ist kein Fehler der
Poeten, sondern der menschlichen Natur. Die

Fabeln

Fabeln haben selbst die Tugend unter den Menschen ausgebreitet. Wenn die Kraft der Einbildung dem Verstande grosse Dienste leistet; so verdiene ich damit das gröste Lob, daß niemand die Einbildungskraft besser zu lenken und zu unterhalten weiß, als ich. Was ich unter geschmükten Worten, getroffenen Bildern, reizenden Einfällen, prächtigen Beschreibungen, lebenden Gleichnissen, rührenden und hizigen Figuren in die Seele druke, das bleibt weit tiefer eingegraben, als was Redner und Weltweisen sagen mögen. Verstand, und Sinn, und Wiz, und Gedächtniß, und Einbildung; alles arbeitet auf einmal in dem Geiste des Menschen, wenn der Poet dichtet; denn er giebt allen zu thun, ohne sie zu ermüden, er überhäuft alle, ohne sie zu verwirren, er erquikt alle, ohne sie in dem Vergnügen zu sättigen. Denn das hat das Werk eines Poeten, ich rede von wahren Poeten, vor allen Werken des Verstandes zum voraus, daß man sein Gedichte zu Ende bringt, wenn man iene bey der Mitte liegen läßt. Was der Maler mit Farben den Sinnen darstellt, ist bey weiten nicht mit dem zu vergleichen, was

der Poet entwirft und der Einbildung übergiebt. Sind nicht Worte und Begriffe mächtiger, Bilder und Gedanken zu erregen, als unbelebte Züge und Risse? Ist also der Poet, der die Natur kennt, der sie entwirft, der sie besser trift, als alle Maler und Bildhauer nicht geschickter das Vergnügen zu gewähren, welches die Phantasie nähret; nach welchen alle verlangen; welches selbsten die Sinnen erquicket. Denn was die Musik durch den Tackt, und der Maler durch die Symmetrie verrichtet, das erhalten die Poeten durch ihr tacktmäßiges und wohlklingendes Sylbenmaas.

Alles dieses macht nun das göttliche, wie man spricht, das unbegreifliche in der Poesie; das macht, daß die Poeten des Himmels Einfluß fühlen und gleichsam begeistert seyn müssen; das macht, daß ihre Wirkungen weit stärker sind, als aller andern Künste. Solte nun die Lust nicht gründlicher und dauerhafter seyn, die den ganzen Menschen, alle seine Denkungskräfte belustiget, als dasienige so nur die Sinnen rühret? Solten wir nun, daß ich Worte eines grossen Redners entlehne, solten wir nun

nicht durch die Stimme eines Poeten gerühret werden, da Felsen und Wüsteneyen einen Wiederhall geben, und die ungezähmten Thiere durch den Gesang besänftiget werden? Göttlicher Opheus! nicht durch den Klang der Saiten, nicht durch die tode Leyer hast du die wilden und ungesitteten Menschen bezähmt, Gerechtigkeit und Warheit unter den Sterblichen eingeführet, die unbeweglichen Herzen erweichet; sondern durch die Macht deiner Lieder, und durch die Gedichte, deren Inhalt Tugend und Ehre waren, hast du die Menschen menschlich gemacht. Nicht durch den Klang der Cither hast du das Grab gezwungen deine Euridice wieder heraus zu geben, sondern deine Lieder haben sie dir unsterblich gemacht. Denn so pflegen die Poeten die Geschichte mit Fabeln zu verhüllen.

Was ists, wenn die Helden durch die Musik zum weinen gezwungen werden? Wenn es wahr ist, so geschiehet es in tausend Jahren nur einmal. Aber das kann die Dichtkunst alle Tage sehen, daß ihre Lieder das Blut in Wallung bringen, daß ihre Fabeln die Kindheit ergötzen,

daß ihre Gesänge die Jugend erhizen, daß ihre Klaglieder zum Mitleiden bewegen, daß ihr Trost wieder belebet, daß ihre Trauerspiele Thränen erzwingen, Seufzer erpressen, daß ihre Heldengedichte, Muth und Stärke geben, Herz und Nacheiferung entzünden, und den Helden Flügel machen. Meisterstück der menschlichen Phantasie! mächtiges Heldengedichte! Abdruck des Dichters, der sich in seiner Grösse zeiget, wie viele Gewalt hast du über das Herz und über die Regungen desselben erhalten?

Wir lesen ia mit Lust Aeneas Abentheuer
Warum? stößt ihm zur Hand ein grimmig Ungeheuer,
So hat es sein Virgil so künstlich vorgestellt,
Das uns, ich weis nicht wie, ein Schrecken überfällt.
Und hör ich Dido dort von Hohn und Undank sprechen,
So mocht ich ihren Schimpf an den Troianern rächen.

Caniz.

Sie

Sie selbst die Poeten sind in einer Entzückung, oder scheinen wie die Prister der Orackel begeistert zu seyn, wann sie dichten, zum Zeichen, daß ihre Kunst die Gemüther völlig einnehme. Ihre Wirkungen sind allgemein. Und was soll ich von dem Nuzen sagen, ihr Richter, den sie von ihrer ersten Jugend an, allen andern Künsten, der Tugend und der ganzen Gesellschaft der Menschen so häuffig, so gerne, ohne die geringste Belohnung zu erwarten, geleistet hat? Wer sind die ersten Lehrer der Religion gewesen? Niemand anders, als die Dichter. Niemand, als sie haben ihre Lehren unter den Menschen ausgebreitet, weil doch das am allerersten in dem Gedächtnisse bleibet, was in Versen verfaßt ist. Ein Homer, und ein Hesiodus sind die Bücher, woraus Griechenland und Rom ihren Gottesdienst lernen. Zu was könnten die Poeten ihre Gaben auch besser anwenden, als zu der Verherrlichung der Warheit, der Tugend und Religion? Was ist unter allen Stücken der alten Dichterey wohl prächtiger, erhabener und rührender, als der Gesang einer Debora, die Lieder eines Davids, und das Gedichte

Mosis, welche uns selbst die heiligen Bücher aufgehoben haben? Wer hat die Helden verewiget? Unter den wildesten Völkern hat man so wohl Lieder der Barden zum Lobe ihrer Streiter, als unter den Griechen und Römern. Und warum preiset Alexander den Helden glücklich, den ein Homer besungen hat.

Hat man iemals der Tugend lieber zugehöret, als wenn sie in dem Kleide der Dichtkunst erschienen ist. Hat man iemals gesehen, daß eine Kunst so viel vermag, als die Dichtkunst, welche die Traurigen frölich, die Verzagten beherzt, die Thoren klug, die Kaltsinnigen feurig, ia die Toden lebendig gemacht hat? Denn sie selber die Poeten und ihre Helden leben durch die Dichtkunst, wenn sie gleich von den Gräbern bedeckt sind. Die Unsterblichkeit ist auch der einzige Trieb und die Belohnung ihrer Arbeiten.

Hier, ihr Richter, zeigt sich nun ein merklicher Unterscheid unter meiner Kunst, und unter den mechanischen Arbeiten, denn weiter sind sie nichts, der Maler und der Tonkünstler. Die

Dichtkunst

Dichtkunst ist nicht nur mit allen schönen Künsten verwandt; sondern man kann auch kein Poet werden, ohne in allen Wissenschaften erfahren zu seyn. Ausser dem, daß die Poeten gebohren werden, das ist, daß ein ganz besonders Feuer und ein ungemeiner Geist in ihnen verborgen liegt; so muß gewiß Kunst und Fleiß lang an ihnen arbeiten, biß sie Meisterstücke verfertigen können. Allein meine Vertheidiger haben dieses schon zur Gnüge mehr als einmal angeführet, und Strabo hat mir schon das Zeugniß gegeben, daß in meiner Kunst alle Künste verborgen liegen. So wird man auch hundert Geschichtschreiber, Schaaren von Rednern und Kapellen von Tonkünstlern finden, bis man einen **Virgil** oder einen **Opitz** antrift.

Was Wunder nun, wenn man vorzeiten der Poesie bey nahe göttliche Ehre erwiesen hat? Was Wunder wenn die Häupter der Poeten eben der Lorber umgiebt, der sich um die Schläfe der Helden windet? Wenn sich die Schildereyen und die Tonkunst an die Höfe der Grossen geschwungen haben; so sind die Dichter da nicht weniger angenehm. Denn gesetzt,

es wäre wahr, was ihr den Poeten vorwerft, daß sie Schmeichler und Lügner sind, wo würde man sie bisweilen lieber hören wollen? Wo ist iemals das römische Volk aufgestanden, so wie es aufzustehen pflegte, wenn Augustus kam, als da Virgil auf den Schauplaz trat. Glückliche Zeiten, wo eben dieser Augustus zwischen einem Virgil und Horaz sitzet! Glückliches Schicksal für die Poesie wenn ein Mäcen regieret, und wo Augustus einen Horaz anredet: **Fürchtest du dich, es werde dir bey den Nachkommen zur Schande gereichen, daß du dich so gemein mit uns gemacht hast?**

Selbst die Mächtigen der Erden haben sich dieser Kunst nicht geschämet: denn Nero und Tiberius selbst machten Gedichte, Nerva war ein Poete, und Hadrianus giebt seine Verse den Freygelassenen, damit sie solche unter seinem Namen austheilen möchten. Wer kennt nicht des Julians vortrefliches Gedicht von den Kaysern? Die Poeten waren die Lieblinge der Grossen, sie waren die berühmtesten Männer in den Augen des

Volks. Der Vorwurf ihres Lobes machte sie alleine so glücklich, daß man ihnen ganze Tage zuhörte, wenn sie ihre Gedichte öffentlich vorlasen. Noch izt hat man Hochachtung und Ehrfurcht für den Namen eines Homers, eines Pindars, eines Anacreons, eines Sophocles, eines Virgils, eines Ovidius, eines Petrarcha, eines Marino, eines Tasso, eines Miltons und Pope, eines Corneille, und Racin, eines Opitz und Flemmings, eines Canitzens und Neukirchs; da man hingegen die Meister der Malerey und Tonkunst nicht einmal unter die Gelehrten rechnet.

Aber warum soll ich alles das wiederholen, was meine Verfechter in gebundener und ungebundener Rede, so oft angeführet haben; da ich ohne dem nur deswegen von meinen Vorzügen rede; da ich nur darum mein Alter, meinen hohen Ursprung, mein reizendes Ansehen, meine Gewalt über die Gemüther, meine Vortheile, die ich der Religion, der Tugend, den Sitten der Menschen, allen Künsten verschaffe, meine so lange Zeit unverringert erhal-

haltene Verehrung und Hochachtung; da ich alles dieses nur deswegen anführe, damit es meinen hochmüthigen Gegnern vergehen möge, sich mehr mit mir zu vergleichen, oder daß sie mit dem Icarus gleiches Schicksal haben mögen.

Euch muß ich nun anreden, ihr Gegner! Mit euren Vorwürfen muß ich fechten. Ich will noch mehr anführen als ihr mir vorgeworfen habt, weil ich auf alles gründlich antworten kann. Bey dem allen will euch Schönheit, Warheit und Beyfall nicht ganz absprechen. Denn unter zwo schönen Sachen kann eine doch noch schöner seyn. Mit der Schauspielkunst will ich nicht streiten; denn sie hat iederzeit ihren Ruhm auf die Dichtkunst gegründet, und es gar gerne zugestanden. Warum soll ich sie deswegen beneiden?

Wenn ich mich recht errinnere, so habt ihr mir zuerst die Armuth vorgeworfen. Aber wen trift dieser Vorwurf? Mich gewiß nicht. Schande genug für gesittete Leute, wenn die Künste nach Brod gehen müssen! Oder kann

man

man nicht ohne Laster arm seyn? Wenn nur die Schuld nicht an der Poesie liegt. Ihr sprecht, wenn die Poeten sonst etwas verstünden, als Verse machen, würden sie nicht auch da erndten wo andere Wissenschaften ihren Unterhalt haben? Elendes Vorurtheil derer, die den Poeten nur dem Namen nach kennen! Ein wahrer Dichter muß warhaftig ein gelehrter Mann seyn. Die Musik und die Malerey haben ihren Ruhm von der tiefsinnigen Wissenschaft der Mathematik entlehnt. Ich schöpfe aus den Quellen der ganzen Gelehrsamkeit. Was thun die Dichter? Setzen sie Sylben und Worte in das tyrannische Sylbenmaas um den Verstand dadurch aufzuhalten, daß er nicht nach gründlichen Gedanken fragen soll? Kann man ohne die Weltweisheit ein Poet seyn? Werdet ihr nun aber diese Wissenschaft der Meßkunst in dem Range nachsetzen, da man sie nur als einen Theil von iener anzusehen hat? Könnt ihr glauben, daß man epische, satyrische, tragische oder komische Gedichte verfertigen werde, ohne den ganzen Menschen, die Sitten der Menschen, die Natur, die Schönheit der Natur

die Welt und die Tugend studiret zu haben? Hätten die Dichter, ohne diese Kenntniß der wichtigsten Warheiten, Lehrer des Erdbodens in den ältesten Zeiten abgeben können? Die grösten Weltweisen haben Verse gedichtet, und die grösten Dichter sind Weltweise gewesen? Ihr kennet doch einen **Plato**, einen **Lucretz**, und einen **Leibnitz**. Fodert nicht, daß der Poet seine Gedanken in eben der Gestalt vortragen soll, wie der abgezogene und aller Schminke der Worte gehäßige Philosoph. Fodert nicht, daß er seine Sätze in mathematischen Kleidern soll auftreten lassen. Wäre euch das nicht selbst lächerlich? Könnt ihr ihnen aber deßwegen die gründliche Gelehrsamkeit absprechen? Wie sehr wäre zu wünschen, daß man die praktischen Weisen höher hielte, als die theoretischen? Das sind die rechten Philosophen, die Tugend und Ehrlichkeit unter den Menschen gemein machen. Und solche sind warhaftig die vornehmsten Dichter gewesen, zum wenigsten sind ihre Schriften voll von tugendhaften und erbaulichen Aussprüchen. So schildert uns **Horatius** den Poeten ab, und so soll er auch wirklich seyn.

Der Dichter lehrt den Mund der stammelnd zarten Kinder,
Die Ohren lenkt er ab von ärgerlichen Reden.
Bald bildet er den Geist mit holder Lehren Kraft,
Bald straft er Neid und Zorn und rauher Sitten Brut,
Er lehrt was löblich ist; er tröstet bey Gefahren,
Und giebt der iungen Zeit die kräftigsten Exempel.

Horaz.

Ist es nicht der Poet, der gewohnt ist
Die Larve vom Gesicht des Lasters abzureissen.

Caniz.

Ist es nicht der Poet der die Tugend auf der angenehmsten Seite abschildert? Er ist es, der die Unschuld vertheidigt, der die Bosheit abscheulich vorstellt. Wenn ihr Beyspiele verlangt; so findet ihr sie auf allen Blättern der unvergänglichen Schriften meiner Söhne. Kann man, um nur eines anzuführen und zu zeigen daß die Poeten als Weltweisen schreiben kann,

kann man richtigere Begriffe von der Ehre und wahren Hoheit haben, als Seneca der tragische Dichter. Wie kräftig singt er:

Die Schätze machen nicht den König,
Kein Kleid von Tyrus Farben,
Kein Merkmal hoher Minen,
Kein Zimmer goldner Decken.
Der ist ein wahrer König,
Der alle Furcht verbannet,
Mit allen Grausamkeiten;
Den nicht des Stolzes Ohnmacht,
Nicht übereilte Neigung,
Des schlechten Pöbels rühret.
Ein groß und ehrlich Herze
Besitzt schon Königreiche.
Nichts fürchten macht zum König.
Dieß Reich erwirbt man selber.
Seyd mächtig an den Höfen,
Auf schlüpfrig hohen Spitzen,
In unbekannten Orten,
Frey von den Staatsgeschäften,
Soll mich die Ruhe laben.
Still, unbekannt den Völkern,
Soll meine Zeit verstreichen.

So

Verfliessen meine Tage,
So sonder ein Geräusche:
So sterb ich alt im niedern.
Den, der sich selbst nicht kennet,
Wenn alle Welt ihn kennet,
Befällt der Tod erschrecklich.

Aber wie vieles müste ich wiederhohlen, wenn ich euch den Dichter, in seiner philosophischen Grösse, entwerfen sollte?

Ich will es zwar gestehen, daß man unreine Lieder, niederträchtige Schmeicheleyen, unverschämte Scherze, tugendumstürzende Stellen in manchen Dichtern findet. Ich will es gestehen, daß sie den Weg des Lasters mit Blumen und den Gift der reitzenden Verführung, mit süssen Worten überstreuen. In diesem Stücke will ich weder einen Ovidius noch Horatius, weder einen Catullus noch Hoffmannswaldau vertheidigen. Aber ich will auch gestehen, daß Plato nicht Unrecht habe, wenn er diese Dichter aus seiner Republik will verbannt wissen.

Haben denn aber Malerey und Musik Ursache mir hierinnen Vorwürfe zu machen? Weis man nicht wie viel unzüchtige Gemälde die Thorheit, zur Entzündung und Nahrung der schändlichsten Laster, entworfen hat? Sollten diese nicht weit mehr traurige Wirkungen hervorbringen, als Worte die unter dem Anhören verschwinden; da die Gemälde der geschäftigen Einbildungskraft weit besser zu statten kommen, und die Bilder ärgerlicher Sachen so tief eindrucken? Die Musik ist mehr als zu oft die Mutter der Weichlichkeit, der Wollust, ein schleichendes Gift, eine Aufmunterung rasender Thorheiten, zum wenigsten die Begleiterinn derselben gewesen.

Allein laßt uns billig urtheilen. Wollen wir das den Künsten zur Last legen, was der Wahnwitz der Menschen zu einem Werkzeuge der Schande, der Boßheit, der Eitelkeit und ihres eigenen Untergangs gemacht hat? Die heilsamsten Mittel sind bisweilen zu Gift geworden; eben so wie man den tödlichen Gift zur herrlichsten Arzney macht.

Ich will es gestehen, daß die Dichter arm sind, und daß die Poesie Blumen, aber keine Früchte trage, wenn ihr nur nicht mehr behauptet, daß ihre Unwissenheit, ihr ärgerliches Leben, davon man doch auch bey den Verehrern aller Künste bisweilen Spuhren findet, daran Schuld sey. Wenn **Homer, Pindar, Sophocles, Virgil, Ovid, Tibull, Ariost, Tasso, Marot, Opitz, Flemming, Neukirch** und **Günther** dürftig gewesen; so wird man deswegen die Poesie nicht anklagen. Man mag es dem Unglücke, man mag es dem Mange eines **Augusts** und eines **Mäcen**, man mag es einer gerechten Straffe für ihre verschwendeten Schmeicheleyen, man mag es der unwissenden Zeit zuschreiben; der Dichtkunst wird man allemal Recht wiederfahren lassen. Und doch kann sich **Melissus** noch ein Haus kauffen, obgleich wenige sind, die wie der Cardinal Joieuse, für ein einziges Sonnet eine Abtey geben.

Höret auf, ihr Gegner, mir etwas vorzurücken, dadurch ihr mir den Vorzug

doch nicht entreisset, der euch, nach erfochtenem Siege, weit hinter mir zurück lässet. Billigt ihr noch die Stimme derer, die einen Poeten nennen, wenn sie etwas schlechtes oder übelgesittetes nennen wollen? Schreyet nicht das Laster, erregt es nicht Himmel und Hölle, wenn man es angreift? Lache göttliche Dichtkunst, wenn dich ein Augustin den Wein der Teufel nennt. Er hat sich nicht besonnen, daß viele seiner Brüder Lieder gemacht haben. Lache, wenn deine Lieder nicht nach Verdienst bewundert, nicht nach Würden belohnt werden.

Was sehe ich, ihr Gegner? Ihr wollt euch friedlich mit mir vergleichen. Ich bin es zufrieden. Ihr sollt mir zur Seite stehen, und ich will in der Mitte von euch geführt werden. Unsterbliche Musen! die ihr Zeit und Tod gefangen führet, wie glücklich ist man, wenn man mitten unter euch das Rohr ergreiffet? Ewige Lorbern! die ihr das Haupt der Poesie umgebt, die ihr niemals verwelket, wenn euch Neid und

Misgunst verbrennen wollen, die Malerey wird euch mit Vergnügen schildern. Die süsseste Harmonie wartet auf die Lieder der Dichtkunst: Denn Warheit, und Vernunst, und Ewigkeit haben den Kranz gewunden, der ihr heute Rang und Vorzug verschaffen wird.

Rede der Schauspielkunst.

Endlich, ihr Richter, ist es auch mir erlaubt, meine Kunst vor einem so billigen, und unpartheyischem Richterstuhle zu vertheidigen. Zuversicht und Freymüthigkeit haben mich hieher geführet, ob ich gleich nicht in meiner gewöhnlichen Kleidung, das ist, auf Cothurnen, und verlarvt erscheine. Denn, da ich es gewohnt bin, öffentlich zu reden; da die Redner öfters zu mir in die Schule gegangen sind: So habe ich weniger Ursache, um Nachsicht meiner Fehler zu bitten, als zum Theil meine Gegner gethan haben. Nach so vielen Anklagen, die man wider mich aufbringt, bey so vielen Vorurtheilen, von denen iedermann,

außer

ausser Vernunft und Warheit wider mich eingenommen ist; nach so vielen Fechterstreichen, die mir die Musik und Malerey, auch nur gleichsam im vorbey gehen, angebracht haben; ist es eben nicht leicht meine Sache zu vertheidigen: ob ich gleich gewiß weis, daß mir die Gründe, worauf ich meine Vorzüge baue, den Sieg verschaffen werden; nicht, weil ich das lezte Wort habe; sondern weil alles, was mich anklaget, selbst mein Vertheidiger seyn wird.

Ich will aber, ihr Richter, nicht euch, die ihr ohnedem alles wißt zu unterrichten; sondern meine Gegner gleich anfangs irre zu machen, erst erzehlen, was ich eigentlich seyn will, weil sie mich vielleicht für etwas ganz anders ansehen; hernach will ich sagen, aus was für Quellen ich meine Vorzüge herleite, und das nöthigste zu meiner Rechtfertigung daraus entlehnen. Vielleicht richten sie sich in ihren Urtheilen mehr nach den itzigen Zeiten, als nach dem, was die Schaubühne in ihren ersten Jahren, oder besser zu reden, in ihrer Jugend bey den Römern und Griechen gewe-

sen ist? Vielleicht bilden sie sich einen Sammelplaz von Gauckelpossen, von Seiltänzern, von lächerlichen, oder ärgerlichen Possenreisern ein? Vielleicht einen Aufenthalt rasender Menschen, verliebter Thorheiten? Das alles habe ich selbst iederzeit verabscheut, und sie werden ohnfehlbahr in ihren Gedanken die italiänische oder spanische, oder altteutsche Schaubühne, mit der wahren verwechseln. Alles, was ich von ihrer Vortreflichkeit sagen werde, will ich von derienigen verstanden wissen, die Tugend und Vernunft aufgebaut, Sittsamkeit und Warheit ausgezieret haben. Ich schliesse so gar die singenden dramatischen Spiele, und die Oper aus, weil weder Vernunft, noch gesunder Geschmack bey ihnen angetroffen werden. Wer meine Kunst beurtheilen will, muß sie freylich nicht aus dem Hanßsachsen, oder dem Weisen, oder dem Lohenstein lernen wollen: sondern einen Sophokles und Euripides, einen Aeschylus, einen Aristophanes und Terentius, einen Moliere und Destousches, einen Corneille, und Racin genau kennen, die alle Regeln beobachtet haben, welche

Natur und Tugend, Weltweisheit und Critik vorschreiben.

Und was ist es denn, worauf ich mich in so zweifelhaften Umständen verlassen kann? Ich will es gleich anfangs zusammen fassen, um euch nicht ohne Noth aufzuhalten. Das ist es, daß meine Kunst ein Inbegrif desienigen ist, was Malerey, Musik und Poesie, schönes, ergözendes, und rührendes verschaffen können. Denn das gestehe ich freywillig, daß ich meinen ganzen Ruhm auf sie, und vornehmlich auf die Poesie gründe; daß ich ohne sie nicht wäre, was ich bin. Aber ich verliere dabey nichts, weil man doch eingestehen wird, daß eine zusammengesezte, und vervielfältigte Schönheit weit grösser ist, als die einfache, und weil man endlich nicht läugnen kann, daß ich etwas eigenes dabey habe, nämlich die Vorstellung, die mir eben so viel Mühe kostet, als die Werke einer von diesen Künsten. Daher begreift ihr nun augenscheinlich, ihr Gegner, daß meine Kunst nicht so betagt seyn könne als die eurigen. Aber ist es denn ein Fehler jung zu seyn? Oder sind die iungen Zeiten unfähiger et-

was grosses zu erschaffen als die alten? Doch will ich mich nicht dabey aufhalten. Aber was werdet ihr denken, daß ich auf den ersten Angriff das Feld räume? Ich habe wichtigere Dinge zu sagen. Die Poesie verdienet ohnstreitig den Rang über die Malerey und Musik? Und was macht sie denn so groß? Vielleicht ihre Lieder, und Elegien, vielleicht ihre gemalten Beschreibungen? Sie hat das gänzlich vergessen, wenn ich es aufrichtig sagen soll, was ihr den grösten Ruhm bringt; sie hat wenig oder nichts vom Heldengedichte, wenig oder nichts von Trauer und Lustspiel gesagt. Aber vielleicht hat sie mir es überlassen wollen. Die dramatische Poesie, dieser Inbegrif des edlen, des erhabnen, des rührenden, und alles dessen, was man grosses denken mag, giebt mir Ansehen und Hochachtung. Und was thun denn die dramatischen Musen? Sie tretten auf die Schaubühne, als auf einen erhabnen Ort, von welchen sie Gründe, Flüsse, Städte und Menschen erblicken. Was machen sie aber da? Ohnfehlbar dasienige, weswegen sich die weisesten Männer groß dünken. Ihre Blicke durchsuchen mit dem grösten Fleisse die Häuser der nie-

drigsten Stände, bis zu den vornehmsten Pallästen. Die Mauern geben sich gleichsam vor ihren scharfsichtigen Augen von einander, und sie sehen ungehindert Häuser und Menschen; sie sehen noch mehr, sie sehen auch ihre Handlungen. Alles dieses faßt die Musik in der bündigsten Ordnung zusammen. Sie sieht den elenden Zustand des Lasters, und sie hat Mitleiden mit ihm. Dieses Mitleiden wird mit einem gerechten Eifer begleitet. Sie erbarmt sich, aber sie straft auch. Ist dieses weniger, als wir wünschen können? Diese grosse Heldin erniedrigt sich, sie läst sich zu den zarten Gemüthern herunter, die ein Mitleiden mit dem Laster, und seine bittern Straffen empfinden: und schnell erhebt sie sich wider zu denienigen, die aus gerechtem Zorne, und edelmüthiger Rache die Laster verabscheuen, und mehr den Helden, als blosen Menschen ähnlich sehen. Die Grösse des Poeten wird also nirgends besser erkannt, als wenn er sich auf der Schaubühne zeiget. Es gehört mehr dazu ein Trauer oder Lustspiel zu verfertigen, als einen Toden zu besingen, und einen Hochzeitreim zu machen. Man muß den ganzen Menschen kennen, alle Tiefen seines

Her-

Herzens zu ergründen und ihn in allen Winkeln aufzusuchen wissen; man muß die Welt, und die Geschichte verstehen, man muß so viel Feuer und Herzhaftigkeit haben, um sich selbst in die Stelle seiner Personen zu setzen, man muß die Sprache der Leidenschaften vollkommen reden, man muß das lächerliche der menschlichen Thorheiten, das so häufig, aber auch öfters versteckt genug ist, aufdecken, nicht nur aufdecken; sondern auch auf der lächerlichen Seite zeigen, nicht nur zeigen; sondern auch beissend und verbessernd straffen können. Wie ich nun gerne zugestehe, daß überhaupt zu einem Poeten ein grosser Geist erfodert werde: So muß man warhaftig auch in diesem Stück der Poesie, die gemeinen Seelen weit hinter sich zurücke lassen. Weiß man nicht, daß der vortreffliche Longin selten hohe Gedanken, erhabne Stellen, feurige Ausdrücke, hinreissende Vorstellungen, rührende und gleichsam redende Bilder anführt, ausser aus den alten Tragödien; zum sichern Zeichen, daß selbst die Redner und Kunstrichter wohl wissen, um wie viel die theatralischen Dichter die andern alle übertreffen.

Es ist klar, ihr Richter, daß der Schauplaz eine Schule guter Sitten seyn könne; ob er es gleich nicht allzeit wirklich ist. Denn das möchte man mir vielleicht vorwerfen, daß man ihn aus manchen Republiken verwiesen, und die Bühnen eingerissen habe. Man möchte glauben, wenn Laster und Thorheiten bestraft würden; so lerne man sie öfters erst durch die Vorstellung, da man sie vorher gar nicht gewust habe. Allein man weiß es nur gar zu wohl, daß die Laster fast allgemein worden sind, da man die Tugend nur selten findet; und daß man allenthalben mit Thoren, und Boßhaften, und Betrügerern umgeben ist. Wenn man sowohl das Trauerspiel, als die Comödie untersuchen will; so wird man allzeit Vorstellungen der Tugend finden. Die Tragödie mit ihrer ernsthaften Mine, das Lustspiel mit seiner Satire, mit seinem beissenden Scherze, beyde ergötzen und erbauen. Wenn man die Handlungen der Grossen, der Tyrannen, der Helden, der Staatsverbrecher, der Ueberwundnen Zaghaften, der stolzen Sieger, der besiegten Stolzen, ihre Gedanken, ihre Laster, ihren Muth, ihren Lohn, die Straffe der Un-

besonn-

besonnenheit, klar, überzeugend, rührend und so lebendig geschildert siehet: Wer sollte wohl andere, als tugendhafte Bewegungen empfinden, edle Meynungen hegen, Haß wider das Laster, Ehrfurcht für die Tugend in sich entbrannt fühlen, ihr in seinem Herzen Altäre errichten, die menschlichen Zufälle beseufzen, den Menschen auch in den Göttern der Erde finden?

Wenn man das menschliche Geschlechte auf der Seite erblicket, wo es lächerlich ist; wenn man den Geizhalß wuchern, den Spieler fluchen, den Eitlen zu schanden werden, den Betrüger betrogen, den Müßiggänger vor Arbeit schwitzen, den Plauderer verstummen sieht: Wer wird nicht in dem Spiele den wahren Lauf der Welt, und vielleicht sich selbst erblicken? Wer wird nicht in sich gehen, beschämt werden und es der Satire danken, daß sie ihn zum Nachdenken bringt? Vielleicht wundert ihr euch, ihr Richter, daß man aus einer so giftigen Quelle etwas nützliches schöpfen könne! Aber das ist mein Vorzug, daß ich Gift mit Gift vertreibe. Mischen wir nicht auch unter diese Arzneyen das heilige Gold der Weisheit? Vielleicht ist vielen die Satire nicht anständig?

Allein

Allein es ist gewißlich nicht mehr Mode, daß ich so rede, ein unangenehmes aber beissendes Mittel zu verwerfen. Zum wenigsten hat sie gar oft mehr gefruchtet, als die Strafpredigten der trocknen Weltweisen. Dieses alles geschieht nun von dem Poeten, von dem der Schauplaz seinen Ruhm borget. Es geschiehet gleichsam hinter dem Vorhange.

Aber laßt mich hervortreten, und allen diesen Gedanken, Fabeln und Einfällen, noch mehr Leben, noch mehr Feuer und Stärke geben. Wird nicht meine Wirkung doppelt kräftiger seyn. Das ist das, was eigentlich der Spieler bey dem Schauplaze thut. Vielleicht trägt es nicht viel weniger zu der Wirkung der Schaubühne bey, als der Poet selbsten. Man weiß wohl, daß alles dasienige sich tiefer in das Gemüth eindruckt was man redet, als was man nur liest. In dem Schauspiele hört man die schönsten Gedanken mit aufmerksamen Ohren, man sieht die Personen, man ist am Orte selbsten, wo die ganze Begebenheit vorgehet, man urtheilt davon, und wird fast aus dem Zuschauer ein Spieler. Wie viel, wie viel o ihr

Poe-

Poeten! würden eure Werke verlieren, wenn man sie nur allein lesen, wenn man sie ohnkräftig und matt lesen würde? Und wie könnten diese eure Meisterstücke die Gemüther erregen, die Herzen in Brand stecken, wenn nicht geschickte Personen das Leben in das poetische Feuer bliesen? Die heftigste und hitzigste Rede stirbt in dem Munde eines schläfrigen Redners. Der redende muß alles das selber fühlen, was er spricht:

Denn wenn ich weinen soll;
So zeige du mir erst dein Auge Thränenvoll.
Alsdenn o Telephus! wird mich dein Unglück rühren.
Allein, ist an dir selbst kein wahrer Schmerz zu spühren:
So schläft man drüber ein, und du wirst ausgelacht.
Ein weinend Angesicht, das kläglich Worte macht,
Ist der Natur gemäß. Ein Eifriger muß zürnen,
Der Scherz spricht frech und geil, der Ernst mit krauser Stirnen.

Der Seelen innerstes wird so in uns bewegt,
Von Zorn und Eifersucht und Rachgier angeregt,
Von Schrecken überhäuft, von Gram und Furcht zerschlagen;
Alsdenn kann erst der Mund recht Centnerworte sagen.

Horaz.

Und hierinnen must du es freylich selbst gestehen, o vortrefliche Dichtkunst, daß das Schauspiel, dem du dich anvertraust, mehr mit deinen Werken vermag, als du selbst, und daß sie alsdenn erst wirken, wenn sie in seiner Hand sind. Denn das trägt unglaublich viel zur Warscheinlichkeit der Handlung bey, daß die Personen den Ton der Stimmen nachzuahmen, die Bewegungen des Leibes und der Hände schicklich anzubringen, oder wohl gar wie Fabius zu rechter Zeit roth, und blaß zu werden wissen. Daher kann ich mir mit Recht noch einen Vorzug vor der Dichtkunst anmassen. Sie wird mir zwar ihr Heldengedicht entgegen setzen. Allein ich weiß auch was ich antworten

soll. Denn was die Tragödie anbetrift, so ist es wahr: ein episches Gedichte vermag uns die Helden in ihrer Grösse darzustellen; aber das gebe ich nicht zu, daß wir sie hier im Leben erblicken. Wir müssen sie mit einem scharfen Blicke, und dennoch allzeit von fernen betrachten. Wenn du sie, o Dichter! noch so lebhaft abzuschildern glaubst: so sind sie doch nur abgeschildert, und bleiben von den Zeiten eingehüllt. Du willst sie zwar verklären, und erscheinest darum im grösten Schimmer. Allein dies trägt noch nichts zur Sache bey. Die Sonne strahlt im Sommer am hellsten, dem ohngeachtet können wir ein Kriegsheer, das von fernen angezogen komt, nicht erkennen; weil es in einer Wolke von Sand verborgen steckt. Was folgt hieraus? Daß deine Vorstellung nicht lebhaft genug sey, und wenn sie es ia ist, doch nur für dieienigen, die eine feurige Einbildungskraft besitzen. Und also schliessest du den grösten Theil der Republik von allen deinem Guten aus, du verwehrest den Genuß der köstlichsten Speisen, den du doch allen darbiethen soltest. Wir sehen darinnen den Helden wie er ist, und dennoch nicht wie er kriegt, schlägt, niederreißt,

auf-

aufrichtet, verschlinget. Hier finden wir also gleichsam einen Löwen schlaffend, der zwar eben so stark ist, als wenn er wacht, aber seine Stärke nicht wider die Feinde gebraucht. Allein auf der Schaubühne sind die Helden lebendig, und sie leben nicht allein: alles wird durch sie rege, alles, der Tod selbst wird aufgeweckt, die Boßheit zu bestraffen. Hier wird nicht gezaudert, der Held ist viel zu heftig. Die Boßheit wird mit dem Degen in der Hand verfolgt; diese Verfolgung ist gewaltig, aber sie erregt das Schreckliche. Beym Homer hören wir auch den Agamemnon und Achilles reden, aber wie oft geschieht es nicht, daß ihre Heftigkeit durch Nebenumstände wie der Strom durch den Damm aufgehalten wird? Wie reden sie aber im Trauerspiel? Als Menschen, als Helden, oder wie Götter? Warlich dieß wäre für sie noch viel zu gelind! Sie reden, und die Stimme ganz Griechenlands ertönt aus ihrem Munde. Wie macht es Aeschylus? Euripides und Xenocles streiten einander den Vorzug ab, wie ein baar alte Fechter, die in gleicher Stärke, von abgehärteten Gliedern sind, gleiche Vortheile verstehen, und dennoch von ein-

ander überwunden werden. Was zeigen uns aber diese alten Streiter auf der Schaubühne? Etwan sich selber, und ihren Dichtgeist allein; oder eine Menge schöner Gemälde, die sie vom Zeuxis und Apelles entlehnt haben; oder einen Schwarm musicirender Helden? Wer wundert sich aber nicht, wenn er die Helden erblicket, die unter Anführung des Aeschylus vor Theben gehen? Es scheinet, als könnte man beym ersten Anblick den Fortgang, und bey der Fortsetzung den Ausgang nicht erwarten. Man verdammt Theben, und ist begierig die Hände in das Blut dieses Schlachtopfers zu tauchen. Aeschylus und seine Helden nöthigen uns nicht nur die Zerstöhrung anzusehen: sondern selbst mit zu morden, selbst vom Grund aus zu zerstöhren.

Was kann die Satire? Kann sie auch das Lächerliche in Gang, Kleidung, und Bewegung, im Ton der Sprache lebhaft genug abschildern, wenn sie ausser der Comödie ohne Vorstellung gelesen wird? In beyden hat also der Schauplaz Rang und Vorzug, o Dichtkunst, wenn du dich von mir getrennt mit mir vergleichest.

Must du denn aber auch nicht gestehen, daß deine Wirkungen ungleich grösser seyn werden, wenn ich dich durch die Vorstellung erhebe, als wenn du dich allein der menschlichen Herzen bemeisterst?

Ich will also nun von meinen Wirkungen reden, denn ich kann sie mit Rechte die meinigen nennen. Sie sind sowohl der tragischen, als komischen Muse so bekannt; daß ich mich wenig dabey aufhalten will. Ihr beyde Musik, und Malerey ergözt die Sinnen, und das war euer so gepriesenes Vorrecht. Aber wer wird es denn mir absprechen? Ihr gewiß nicht; denn eurer Hülfe danke ich das meiste dabey. Aber ich rühre durch die Fabel, durch den getroffenen Character, durch die gute Nachahmung der Personen, durch den Nachdruk des Tons. Bin ich nicht mehr für den Verstand, als für die betrüglichen Sinnen gebohren? Ich habe gleich anfangs gesagt, das ich eben deswegen den Vorzug verdiene, weil Malerey, Musik, und Poesie bey mir gefunden wird, das ist, alles was die Sinnen und Einbildungskraft aufbringt. Und ich muß es der Malerey danken, daß sie den

Schauplaz ausschmücket, und uns in die Orte versezt, wo die Handlung geschehen soll. Ich muß es der Musik danken, daß sie mir in den alten Zeiten den Chor abgegeben hat, in den neuern Zeiten aber noch besser Hülfe leistet. Denn sie bereitet entweder das Gemüthe zu der folgenden Vorstellung, oder sie verursacht, daß sich es, nach der Menge gewaltiger Affecten, wieder erholen kann. Denn ein rechter Tonkünstler stellet gleichsam vorher schon den folgenden Act vor, wenn er nur den Affect weiß, der hauptsächlich darinnen herrschet. Bezwinget und entflamt ihr übrigen Künste die Leidenschaften, woraus ihr euch den grösten Ruhm macht: So hat mir doch iedermann den Vorzug gegeben; eben deswegen, weil ihr alle dazu behülflich seyd. Liebe, Zorn, Ehrbegierde, Haß, Nacheiferung, Wuth, Verabscheuung, Furcht und Schrecken, alles ist in meiner Gewalt. Wer kann sich der Thränen enthalten, wenn er die Unschuld unterdrücken, die Boßheit siegen, das Unglück toben, oder den halbschuldigen sterben sieht? Und wer ist iemals ungerührt und mißvergnügt von einem Schauplatze weggegangen, der nach der Tugend und dem guten Geschmacke einge-

richtet war; wie denn eben deswegen die grösten Männer ihn darum besucht haben, um die durch Arbeit, Sorgen und Geschäfte träg gewordnen Sinnen und Geister, wieder zu ermuntern. Doch wirket sie nichts besseres, wird man sagen? Warum nicht. Die Erbauung und die Besserung. Der vortrefliche Socrates würde gewiß den Schauplaz, auf dem man ihn einstens selbst vorstellte, nicht so fleißig besucht haben, wenn er es nicht der Tugend zu Gefallen gethan hätte. Und wie bessert denn die Schaubühne? Fragt sie vielleicht die Menschen, welchen Lastern sie ergeben sind? Oder fertigt sie dieselben mit einem Verweise und dergleichen Züchtigungen ab? Wäre dieses nicht viel zu ernsthaft geredet? Welcher Zuhörer würde mit dieser Strafpredigt zufrieden seyn. Wer würde sich nicht hart beleidigt sehen? Aber hier sieht man sein eignes Bildniß gestraft, und lächerlich. Man erkennt sich, man schämt sich, wird mit sich uneins, und mit wem wird man über solche Verweise zürnen können? Mit niemand als sich selbst. O erlauchte Schauspielkunst! nimmermehr würdest du von den Römern und Griechen, von so vielen wohlgesitteten Völkern das

Bürgerrecht erhalten haben, wenn du nicht gelinder im Richten gewesen wärest! Liebten dich aber nicht diese Länder, die den guten Geschmack aufs höchste gebracht hatten?

Geht nur, ihr Richter, mit mir in die Geschichte in diejenigen Zeiten und Länder zurück, wo die rechtschafnen Alten der Schauspielkunst Ehrenmäler errichtet haben, von welchen ihre Verdienste nach der Grösse erkannt, würdig belohnt, gerühmt und bewundert worden sind. Göttlicher Sophokles! was thatest du nicht an mir und an den Atheniensischen Bürgern? Dieser grosse Geist, der die Glut des Himmels fühlte, das Feuer, die Natur, die Leidenschaften alles in seiner Gewalt hatte; Bürgern, Bundsgenossen, Freunden, ganz Griechenland zur Bewunderung diente, würde von der ganzen Welt bewundert worden seyn, wenn sie ihn erblickt hätte, und die ganze Welt bezwungen haben, wenn sie vor einem Schauplaze erschienen wäre, den die Werke seines Verstandes erleuchteten. O unglücklicher Oedipus! solltest du wissen, wie glücklich du nach deinem Tode gewesen bist: so würdest du dich

nicht

nicht weigern, alles dein Unglück von neuem auszustehen. Doch was sage ich? Sophokles hat dich wieder erweckt. Du stehst auf, tritst auf die Bühne, fängst deine Rolle anzuspielen, ein schreckliches Donnerwetter umgiebt dich, dich den Schauplaz, und wer solte nicht glauben die ganze Welt. Alles erschrickt und zittert. Hervor ihr Wütriche, ihr Tyrannen, ihr Mörder der Freyheit! Sehet die Belohnung der Tugend mit Schmerzen an. Erblickt den Tag, aber geniest ihn nicht. Man beunruhigt euch, eure Boßheit ist weder vergessen, noch genug bestraft. Ihr müst herfür, in einer Stunde wieder in die Gruft, vor dem fürchterlichsten Gerichte erscheinen, werdet der ganzen Welt unter Augen gestellt, noch einmal verdammt, und zittert vergebens. Schmach, Scham, Bestürzung, Verzweiflung häuffen sich, drängen sich, überströmen euch.

Doch ihr Helden! wo bleibt denn ihr, ihr und eure Thaten, eure Thaten und eure Triumphe, eure Triumphe und euer Ruhm! Ist die Schauspielkunst gegen euch so undankbar gewesen, da sie wieder die Ruchlosen so gerecht war?

Hat sie nicht auch für euch gesorgt? O ihr tragischen Dichter, findet ihr nichts wunderbares an der Tugend? Ihr seyd hierinnen eben so sorgfältig gewesen. Ihr weitläuftigen Zeiten, und ihr entlegnen Oerter ziehet euch zusammen, damit ihr die Thaten kühn, edel, neu und lebhaft vorstellen möget, die sie für das Vaterland, für seine Freyheit, für seine Gesetze ausgerichtet haben. Dort sehe ich den alten *Horatius*, der dem Tode seiner zween Söhne, die wieder die *Curiazier* umkommen, standhaft entgegen sieht, und den dritten mit eigner Hand umbrächte, wenn er aus dem Treffen entronnen wäre. Hier den *Cato*, der den *Cäsar* überwindet, der ihm doch weit überlegen ist. Dieser Held kommt selbst nach *Utica*, sich mit ihm zu unterreden; aber *Cato* stirbt für die Freyheit. Hier den grauen *Alvarez*, und dort die *Zaire*, die der Religion Leben und Hoheit aufopfern. So künstlich, und so genau verknüpft die Schauspielkunst das angenehme mit dem nüzlichen, und das nüzliche mit dem wunderbaren. Staatsmänner und Weltweise, Könige, Knechte, Tugend und Freyheit, Redner und Poeten, finden hier Lehren; die Schaubühne

gehört für alle Stände. Kann man sich nun wundern, daß die besten Republiken, die grösten Männer Hochachtung für dieselbe gehabt haben? Ich mag einen Cäsar, und Nerva, und Ludwig den vierzehenden nicht anführen, weil es gar zu bekannte Sachen sind. Die Gelehrten, die Regenten, die Gesezgeber in Athen erschienen vor dem öffentlichen Richtplaze der Schaubühne. Mit was prächtigen, und unbeschreiblichen Ehrenbezeugungen wurde diese Kunst nicht aufgenommen? Ihre Wohnungen waren königliche Palläste, und die allgemeine Freude war grösser, als beym Einzug der olympischen Sieger. Eben so machte es Rom, die ewige Nachahmerin Griechenlands: und was für Ruhm hat sich nicht Frankreich durch diese glückliche Wahl erworben? Ich will von dem Ansehen nichts sagen in welchen die grösten Meister meiner Kunst bey den vornehmsten Männern gestanden sind. Cäsar zog den Publ. Cirus so gar dem vornehmsten römischen Ritter Labeo vor. Sylla erlaubte dem Roscius einen Ring zu tragen. Kannst du dich rühmen, o Tonkunst, daß ein so grosser Mann als Cicero war, zu dir in die Schule gekommen sey?

Er

Er hörte dem Roscius zu, gieng in die Schauspiele, und warum denn? Vielleicht einen Zeitvertreib zu haben? Dieser grosse Geist hegte weit edlere Absichten. Die ansehnliche Stellung, die rednerischen Bewegungen des Leibes, die Erhebung der Stimme, die unschuldige Bezauberung, den Strom der Rede, der so vielfältig Richter und Römer hinriß: Dieses verlangte er, dieses empfieng er von der Schaubühne. Trauerspiele dichten, sagt unser Opitz, ist vorzeiten der Könige, Helden und Weltweisen Beschäftigung gewesen, wie man vom Cäsar, und August, und Nero, und Aeschylus gar wohl weis. Ich sage dieses nur deswegen, damit mir Musik und Malerey nichts vorzuwerfen haben, als die sich mit der Ehre, den Beyfall von iedermann zu geniessen, so groß machten. Wenn die Musik, die Aufmerksamkeit rühmet, die man ihren Werken schenket; So tretet doch einmal auf die Bühne. Ihr merket eben so scharf auf die Personen, als auf die Töne. Ihr heftet eure Augen an sie, ihr verlieret kein Wort von ihrer Rede; ihr werdet unwillig über dieienigen, die euch durch das geringste Geräusche stöhren, da ihr vielleicht gleichgültig bleibt,

wenn

wenn euch einige Töne entwischen, noch mehr, wenn euch gleich aus dem Zusammenhange einer moralischen Schrift etliche Blätter gerissen wären. Findet ihr, daß sie geschickte Nachahmer der Natur, glückliche Maler des lächerlichen und tadelhaften sind: so bewundert ihr die Stärke des Verfassers, und der vorstellenden Personen, die die Glieder ihres Leibs so folgsam gemacht haben. Ihr geht weiter. Euer Blick bewegt sich, ihr frohlocket über einen unvermutheten Einfall, und schicket der abgehenden Person ein beyfallendes Händeklatschen nach.

Habt ihr denn nun also etwas zum voraus, ihr Gegner! Ich bewundere euch; ich bediene mich euer, ihr seyd gar zu genau mit mir verbunden, als daß ich eure Meister als Widersacher ansehen, oder ferner hitzig mit euch fechten sollte. Allein, wenn ich von euch begleitet und umgeben erscheine, wenn ich euch selbst als Theile meiner Kunst mit ansehe, soll ich euch einzeln weichen, und einer ieden ins besondere den Vorzug lassen! Ihr seyd selbst so unbillig nicht, dergleichen zu verlangen. Wenn ich noch meine eignen Vorzüge dazu bringe, wird mir nicht

der

der Lorber zufallen? Wenn ich dem Staate und den Menschen nüzlich bin; wenn ich der Tugend diene, wenn ich das Laster und die Thorheit züchtige; wenn ich den Verstand unterrichte, das Herz empfindlich mache, die Leidenschaft in ihrer Grösse vorstelle, und stillschweigend davor warne; wenn ich die Sinnen ergeze, und ein Vergnügen, das so unschuldig ist, verschaffe; wenn ich alles ausrichte was ihr einzeln, was ihr zusammen, was ihr unvollkommen unternehmt: Werdet ihr mir nicht selbst die Hand reichen, die Oberstelle lassen, euch an meine Seite stellen, und wenn ihr klug seyd, mir den Preis nicht streitig machen, über den ihr euch immer untereinander zanken mögt.

Ihr seyd auf meiner Seite, ihr Richter, ob ich gleich vielleicht meine Sache gar zu kurz und zu schläfrig vertheidigt habe. Ich sehe es, o Vernunft und Warheit! an euren sittsamen Mienen. Noch mehr, ich höre euern Ausspruch. Soll ich ihn wiederhohlen? Ihr trefflichen Künste, ihr Erhalterinnen der Schönheit, und des guten Geschmacks, vereinigt euch doch lieber zu dem gemeinschaftlichen Besten des menschlichen

Geschlechtes, der Vernunft und der Tugend, als daß ihr euch untereinander verachtet und das schwesterliche Band zerreissen wollt. Eine iede von euch, hat ihre besondern Schönheiten. Mit dem Urtheile der Welt, werdet ihr schwerlich zu rechte kommen, die nicht an einerley Sache Geschmack findet. Da ihr uns zu Richtern erwehlet habt: So wird keine Partheylichkeit statt haben. Wir treffen in den Werken einer ieden eurer Kunst, Vernunft und Warheit an. Allein die Malerey mag der Musik, und die Musik der Poesie, und alle mit einander der Schauspielkunst weichen. Denn so bringen es die Gründe mit sich, die eine iede von euch angeführet hat, so sprechen Vernunft und Warheit. Aber was wird es hindern, daß ihr mit einander Friede macht; da ihr euch selbst unter die friedlichen, und sanftmüthigen, und gesitteten Künste rechnen werdet?

Ziehe den Vorhang zu, Schauspielkunst, und endige wie ehmals in deinen Versammlungen: Actum est, ilicet, plaudite.

Bayerische Staatsbibliothek München

XX IX.88

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gräfenhahn, Wolfgang Ludwig, 1718-1767 / Gräfenhahn, Wolfgang Ludwig, / Vierling, Johann Gottlieb,

Wettstreit Der Malerey, Musik, Poesie und Schauspielkunst Vier Reden, In dem Collegio illustri Christian-Ernestino gehalten, unter der Aufsicht Wolfgang Ludwig Gräfenhahns der Weltweisheit Magisters und Lehrers an gedachtem Collegio

Bayreuth und Hof 1746

Germ.g. 475#Beibd.2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10017399-0
VD18 1477366